



WS 2023/2024 Seminar PHB.083 Spezielle Methaphysik
(Leiblichkeit. Hindernis oder Bedingung des Personseins)

Gehalten von Prof. MMag. Dr. Emmanuel J. Bauer

Bachelorarbeit von Peter Karsay (Matrikelnr. 1223651)

„Inprimis, ut quidquid agendum inchoas bonum,
ab eo perfici, instantissima oratione deposcas,“ (RB, Prologus)

Thomas Fuchs Raumkonzept in der philosophischen Anthropologie.

Inhaltsverzeichnis

Exordium	3
Narratio	4
1. Raumkonzeptionen in der Philosophie	4
1.1 Arten der Raumkonzeptionen	4
1.2 Der Raumbegriff von Scheler, zusammengefasst von Fuchs:	8
1.3 Der Raumbegriff von Heidegger, zusammengefasst von Fuchs:	9
1.4 Der Raumbegriff von Merleau-Ponty, zusammengefasst von Fuchs:	9
1.5 Der Raumbegriff von Kant	10
1.6 Der Raumbegriff bei Prof. Emmanuel J. Bauer	11
2. Der Richtungsraum (Kapitel 4)	12
2.1 Die Wahrnehmung (Abschnitt 4)	12
2.2 Der Richtungsraum (Abschnitt 5)	20
2.3 Orientierter Richtungsraum (Abschnitt 6)	22
2.4 Motorik und Handlung als Erweiterung des Leibes (Abschnitt 7)	24
2.5 Habituation (Abschnitt 8)	26
2.6 Trieb und Begehren (Abschnitt 9)	27
3. Der personale Raum (Kapitel 6)	35
3.1 Die Perspektivität des Lebens (Abschnitt 1)	36
3.2 Exzentrizität (Abschnitt 2)	39
Confirmatio	44
Literaturverzeichnis	45
Anhang	47

Exordium

Die Grundlage dieser Bachelorarbeit ist das Seminar „Leiblichkeit. Hindernis oder Bedingung des Personseins“, gehalten von Professor Emmanuel Bauer im Wintersemester 2023/2024. Während des Seminars haben wir zwei Werke von Thomas Fuchs, „Das Gehirn – ein Bezugsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption“ und das Buch „Leib, Raum, Person“ gelesen. Der Autor dieser Abhandlung nimmt Bezug auf das zweite Werk¹. Fuchs behandelt das Thema Raum in vier Kapiteln, mit den Titeln „Der Richtungsraum, Der Stimmungsraum, Der personale Raum und Der Lebensraum“. In dieser Diplomarbeit werden nur – willkürlich gewählt –, zwei Segmente des Komplexes, die Kapitel 4 und 6 –, nämlich der Richtungsraum und der personale Raum, flektiert. Auch diese zwei Bereiche sind bei Fuchs sehr weit ausgelegt. Der Richtungsraum reicht von „Wahrnehmung“ bis zu „Triebe“, und das Kapitel über den persönlichen Raum enthält die ganze menschliche Ontogenese. Die Themen sogar dieser engen Auswahl sind so umfangreich, dass man nicht wirklich in die Tiefe gehen kann. Viele Bereiche können als reine Psychologie betrachtet werden. Die Psychologie ist eine eigene Welt, deren wissenschaftlichen Methoden nicht immer so exakt sind, wie in den Naturwissenschaften. Die Aufgabe der Philosophie besteht dagegen darin, die Ergebnisse anderer Wissenschaften zu hinterfragen, neben Übereinstimmungen auch Fehler aufzudecken und diese zudem zu kritisieren. Zwar wird von einer Bachelorarbeit nicht erwartet, eigene Gedanken zu präsentieren, sondern eher nur eine Summa des Textes vorzulegen, die den Beweis erbringen soll, dass der Schreiber den Stoff verstanden hat und in der Lage ist dazu in Bibliotheken und im Internet Beiträge zu suchen, die er korrekt zitieren und in seine Arbeit einbinden kann. Ich versuche mit dieser Arbeit, die genannte Erwartungen zu erfüllen, aber auch mit Argumenten untermauerte Kritik zu üben.

¹ Fuchs, Thomas: Leib, Raum, Person, 2018. Die Quelle der Zitate aus diesem Buch wird nur mit der Seitenzahl in Klammern angegeben.

Narratio

1. Raumkonzeptionen in der Philosophie

Der Raum ist ein Allgemeinbegriff, dessen Definition auf Vollständigkeit zielt. Es ist nicht möglich, nach der klassischen Regel der Logik, aus Bekanntem mit der Angabe seiner Identitäts- und Diversitätsbeziehungen zum weniger Bekannten vorzudringen. Jede Definition besteht nach Aristoteles aus der Angabe der Gattungs- und Artmerkmale. In der mittelalterlichen Schullogik hieß es dann: „Definitio fiat per genus et differentias specificas“². Der Begriff des Raums fällt in die sehr schwierige Kategorie von Termini, wie Gott, Mensch, Wahrheit, Glück, Liebe, usw. und darum gibt es keine allgemein gültige Definition, eher nur Beschreibungen, was wesentlich sein sollte oder was nicht. Fast jeder bedeutende Philosoph hat sich mit dem Thema Raum beschäftigt und seine Definition hinterlassen. Manche lassen sich in einem Satz zusammenfassen, wie z. B. die Definition von Kant: Der Raum ist eine Anschauung, aber die Begründung dazu ist meistens sehr lang. Auch die Kapitel 4, 5 und 6 können als Begriffsdefinition von Thomas Fuchs betrachtet werden. Diese Definitionen sind teilweise sehr schön wie auch trefflich und zeigen, dass die Philosophie immer wieder neue Wege sucht und mit früheren Definitionen nicht zufrieden sein kann.³ Das lässt sich auch mit der ständigen Entwicklung der Natur- und Geisteswissenschaften begründen.

1.1 Arten der Raumkonzeptionen

Die klassische Raumkonzeptionen, deren Basis die Physik ist, kann man im Wesentlichen in zwei Arten einteilen: sie sind entweder absolut oder relational. Dazu folgt eine kompakte Beschreibung⁴ des Raum-Körper Dualismus versus Raum-Körper Monismus.

Dualismus: Absolutismus (auch: „Substantialismus“): versteht den Raum als eine Entität sui generis, die sowohl vom Beobachter als auch von den darin stattfindenden Objekten

² Thomas v. Aquin, Summa th. I 3, Sc

³ „Mein“ Raum ist das Nichts, wo alles in der Zeit existiert. Der Raum, als Nichts ist ein komplementäres Paar von Etwas. Sie sind untrennbar. Das Eine setzt das Andere voraus. Das Nichts hat keinen Sinn ohne Etwas, und umgekehrt. Wenn Etwas objektiv ist, dann muss auch das Nichts, oder der Raum objektiv sein.

⁴ Vgl. Artikel in (www.philoclopedia.de) <https://www.philoclopedia.de/sonstiges/quantenwelt/relationale-und-absolute-raumkonzepte/>, zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.

und Vorgängen unabhängig existiert. Dualismus in dem Sinne, dass der Raum und die Objekte zwei, voneinander unabhängig existierende Dinge sind. Der Absolutismus kann als eine Form des Realismus angesehen werden, denn hier wird der Raum als unabhängig von Beobachtern und Sachverhalten real existierend charakterisiert. Aus dieser Position folgt, dass es theoretisch auch einen absolut leeren Raum geben könnte, aber nur in dem transzendentalen vor-zeitlichen Zustand. Gemeint ist hiermit Folgendes: Betreffend die Entstehung der Welt gibt es Grundpositionen. Die eine geht davon aus, dass etwas Stoff schon immer vorhanden war. Das ist die allgemeine Position der griechischen Naturphilosophie gegenüber dem christlichen Glauben der „creatio ex nihilo“. Folgend dieser Position aus heutiger Sicht, gab es vor der Schöpfung keine Zeit, d. h., es herrschte ein zeitloser Zustand, und auch transzendental, in dem der Mensch davon nichts wissen kann.

Ein absolutistisches bzw. substantialistisches Raumverständnis geht also davon aus, dass der Raum die Randbedingung seines Inhaltes ist, und basiert daher auf einem unterstellten Raum-Körper-Dualismus. Seitdem – ganz allgemein gedacht – „res extensa“ existiert und in der Welt vorkommt, ist sie in den Raum eingebettet. Als relativ leeren Raum kann man sich einen Bereich des Raumes vorstellen, was gerade mit einem „res extensa“ nicht belegt ist. Dieser „leere Raum“ ist eine Teilmenge des einzig existierenden definierten Raumes.

Bildhaft kann der absolute Raum als ein Behälter gedacht werden (Container-Metapher), in dem sich etwas befinden kann. In diesem großen Container gibt es unzählige kleine Container, die auch leer sein können. Den Standpunkt des leeren Raumes suggeriert auch die Beobachtung, dass am Himmel, der Raum zwischen den Sternen leer zu sein scheint. Inzwischen weiß man, dass die materielle Welt weitgehend auch aus unsichtbaren Strahlungen und wellenförmigen Zusammenhängen besteht. Diese Wellen und Strahlungen erfüllen auch den scheinbar leeren Raum.

Historisch bedeutsame Vertreter einer absoluten Raumansicht waren u. a. Ptolemäus, Kopernikus, Kepler, Galilei und Isaac Newton.

Monismus: Relationalismus versteht den Raum als eine Art Zwischenraum ohne eigenständigen Realcharakter, der nur infolge aller möglichen Lagerrelationen von Körpern existieren kann. Das heißt insbesondere, dass es keinen leeren Raum geben kann. Monismus ist hier in dem Sinne zu verstehen, dass der Raum und die Objekte nur

voneinander abhängig vorstellbare Dinge sind. Der Relationalismus kann als eine Form des Reduktionismus angesehen werden, denn hier wird der Raum auf die Lagebeziehungen von Körpern zurückgeführt.

Metaphorisch kann man sich den relationalen Raum als Löcher in einem Netz vorstellen, denn ohne das Netz bzw. ohne die Körper könnte es diese nicht geben. Die Existenz eines relationalen Raumes ist nur relational zur gleichzeitigen Existenz von Körpern denkbar. Ein relationales Raumverständnis zu haben bedeutet folglich, dass der Raum das Produkt der möglichen Lagebeziehungen zwischen Körpern ist.

Historisch bedeutsame Vertreter einer relationalen Raumansicht waren u. a. Kues, Bellarmin, Leibniz und Ernst Mach.

Dazu wird noch eine kurze, sehr gut passende Erklärung eingefügt:

Der wesentliche Unterschied zwischen der absoluten und der relationalen Raumvorstellung besteht im Verhältnis des Raumes zu seinen Körpern. Den absoluten Raum kann man sich als eine Art unendlich ausgedehnten Behälter denken, in dem sich alles (Ko-)Existente befindet, aber er ist durchaus auch ohne Körper vorstellbar. Im Gegensatz dazu entsteht der relationale Raum erst durch die Existenz von Körpern, er stellt sozusagen das System der Beziehungen zwischen diesen dar. Kurz: der absolute Raum ist von Körpern unabhängig, der relationale ist ohne sie nicht denkbar (<https://www.grin.com/document/20472>, Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024).

Es ist erwähnenswert, dass schon Newton sich über dem absoluten oder relationalen Raum Gedanken gemacht hat:

Der absolute Raum bleibt vermöge seiner Natur und ohne Beziehung auf einen äußeren Gegenstand stets gleich und unbeweglich. Der relative Raum ist ein Maß oder ein beweglicher Teil des ersteren, welcher von unsern Sinnen durch seine Lage gegen andere Körper bezeichnet und gewöhnlich für den unbeweglichen Raum genommen wird (Newton, 1686, 25–26).

Leibniz setzt dem Newtonschen Substantialismus einen Relationalismus entgegen, der den Raum lediglich als eine Menge von Lagebezeichnungen oder Körperrelationen versteht. Das bedeutet unter anderem, dass die Eigenschaft eines Körpers, sich an einem Raumpunkt zu befinden, zwingend eine relationale ist – nämlich bezogen auf die Lagen anderer Körper.

Infolge der Entwicklung der Quantenphysik wächst der Raum untrennbar mit der Zeit zusammen. Damit einher ging auch ein neues Raumverständnis, das insbesondere Albert Einstein prägte, in dem er den absoluten Raum (und die absolute Zeit) durch eine

dynamische Raumzeit ersetzt. In jener Raumzeit hängt der Raum (und die Zeit) nun sowohl vom Beobachter als auch von der Verteilung und Bewegung der enthaltenen Materie ab.

Das Kapitel Richtungsraum beginnt mit einem Abschnitt über philosophische Raumkonzeptionen. Hier wurde die Geschichte des Denkens über den Raum dargestellt, jedoch auch nicht „ab ovo“, sondern nur seit der Neuzeit. Dabei erwähnt Fuchs die Raumkonzeption von Leibnitz, ausführlich Kant, Heidegger, Merleau-Ponty und weniger ausführlich die erste phänomenologische Auffassung von Scheler. Die frühere Ansicht wurde in drei Sätzen zusammengefasst:⁵

Der archaische oder mythische Raum ist durch vielfältige symbolische Richtungen strukturiert, in qualitative Bereiche gegliedert, und als Umraum immer zentripetal auf den Menschen bezogen (Cassirer 1994). Dieser erfüllte und seelisch aufgeladene Raum beherrscht noch das mittelalterliche Weltbild. Erst die neuzeitliche Physik, [Newton] entwickelt den Begriff des absoluten, leeren und homogenen Raumes (152).

Zu dem Zitat von Cassirer: Der mythische Raum ist eine imaginäre Gedankenkonstruktion der jeweiligen Religion.

Es ist angemessen die widersprüchlichen Positionen von Platon und Aristoteles zu erwähnen, weil sie im Grunde genommen die Ursprünge der zwei wesentlichen Raumauffassungen, der absoluten und der relationalen bilden.

Platon schreibt im Werk Timaios dargestellte Kosmologie von der Chora⁶, die hier als Raum des ordnungslosen, bewegungslosen Urmaterials aufgefasst werden kann. In der Chora prägt sich das intelligible Sein ein und wird in Bewegung gesetzt. Der schöpfende Demiurg nimmt die Formen der Ideen in sich auf, gibt ihnen Ort und Ausdehnung und verleiht ihnen zudem stoffliche Funktionen. Der Raum ist absolut und voll ausgefüllt:

Da der Umlauf des Alls diese Gattungen in sich fasst, so drängt er, eben weil er kreisförmig ist und seiner Natur nach mit sich selber zusammenzugehen strebt, sie alle dergestalt in sich zusammen, dass er keinen leeren Raum übriglässt. (Timaios, 58. St. 3.A).

Die Auffassung von Aristoteles: besteht darin, dass es keine direkte Raumdefinition gibt. Er behandelt den Raumbegriff indirekt in Zusammenhang mit den Themen Ort, Bewegung und Unendlichkeit. Der Raum ist der Ort eines Körpers und wird als die Grenze der umgebenden Körper gedacht, wo Bewegung stattfindet. Auch sein Raum (Kosmos) ist nicht unendlich, sondern endlich.

⁵ Zitiert aus Cassiers Werk. Siehe Literaturverzeichnis.

⁶ Den Begriff Chora (altgriechisch χώρα Platz, Gebiet, Land, Raum) hat auch Platon selbst in verschiedenen Kontexten gebraucht. In seiner Schöpfungsgeschichte, „Timaios“ ist sie ein der drei Komponenten des Kosmos: der Demiurg, die Ideen und drittens die Chora.

Außerhalb der äußersten Himmelssphäre ist nichts mehr vorstellbar. Auch Aristoteles folgert hieraus u. a., dass es kein „Vakuum“ geben könne. Der Raum besäße keinerlei von den Körpern abgelöste, stoffliche Natur.⁷

Philosophie des Ortes: Raum ist ein Kontinuum, Leere der „Ort, aus dem Körper herausgenommen ist“; der Ort kann aber nicht etwas neben den Körpern selbständig Vorkommendes sein (Aporie des „Ortes des Ortes“!); der Ort im eigentümlichen Sinn ist das, in dem unmittelbar ein Körper ist (Phy III, 208 26f).

Unter den „vor-phänomenologischen“ Philosophen soll noch Kant erwähnt werden, weil er der erste war, der den Raum absolut kompakt definiert hat: Seiner Meinung nach ist der Raum einfach eine Anschauung. Er fügt noch hinzu, dass diese Anschauung eine „A priori“-Gabe der Schöpfung und uns in die Wiege gelegt ist. Sein transzendentaler Raumbegriff⁸ hatte eine lange und tiefe Wirkung seit dem 19. Jahrhundert. Erst die Philosophen des 20. Jahrhunderts haben andere Konzepte entwickelt.

Infolge der Entwicklung der Philosophie rückt der Mensch in den Mittelpunkt der Raumkonzeptionen, wie er den Raum wahrnimmt, was es für ihn bedeutet. Schon mit der Raumkonzeption von Kant wurde der Raum persönlich. Zum Thema der Philosophie wurde immer weniger, was der Raum ist, und immer mehr wie ihn der Mensch wahrnimmt. Das bedeutet weiters, dass nicht nur ein Raum existiert, sondern jeder Mensch, sogar die Tiere mit Augen einen eigenen Raum besitzen. Die Vertreter der Phänomenologie haben sich mit dem fundierten Raumbegriff von Kant auseinandergesetzt. Fuchs erwähnt unter ihnen drei Philosophen.

Es stellt sich die Frage, welche Position die phänomenologische Anthropologie einnimmt. Ist der Raum absolut oder nur eine Relation? Grundsätzlich muss man zum Begriff des Raums in der philosophischen Anthropologie feststellen, dass dieser auf den Menschen bezogen ist. Die erwähnten Philosophen lassen das Grundproblem des Raums, ob es absolut oder relativ ist, weitgehend außer Acht. Wenn man jedoch kategorisieren will, dann ist dies relativ, weil zumindest der Mensch vorhanden sein muss, wenn man über Raum nachdenkt, d. h., dieser Raum kann nicht leer sein.

1.2 Der Raumbegriff von Scheler, zusammengefasst von Fuchs

Nach Scheler ist der Raum keine Anschauung „a priori“, sondern

⁷ Vgl. im 3. und 4. Buch der Physik.

⁸ Vgl. im Anhang.

eine vitale Leistung des Leib- und Triebsubjektes, das aufgrund überschüssiger und unbefriedigter Triebenergien seine Bewegungsmöglichkeiten nach außen projiziert. Das Phänomen der Leere entspringt primär dem Erlebnis der Unerfülltheit (219); nur der für den Menschen charakteristische Triebüberschuß führt ihn zu der an sich sonderbaren Anschauung, dass ein Nicht-Seiendes wie der „leere“ Raum allem positiv Seienden voraus- und zugrundeliegender Räumlichkeit entstammt und somit einem „Könnenserlebnis“ (Scheler, 1976, 218); Raum ist der Inbegriff unserer Möglichkeit der spontanen Selbstbewegung (Scheler, 1976, 78) (153).

1.3 Der Raumbegriff von Heidegger, zusammengefasst von Fuchs

Fuchs bezieht sich auf das Werk von Heidegger „Sein und Zeit“. Die wichtigsten Gedanken sind die folgenden:

Er lehnt die Betrachtung des Raums, als Behälter ab, in dessen Konzept der Mensch bloß „vorkommt“, jedoch nicht im Raum selber, sondern nur nebenbei, als zwei Gegenstände, wo sich der eine im anderen befindet.

Der Raum ist ein System von Beziehungen, aber nicht geometrischer Art wie bei Leibnitz, sondern im Sinne erschlossener Bedeutung; er ist eine »Verweisungs-« oder »Bewandtnisganzheit« (SuZ 104). Mit dieser Raumauffassung sucht Heidegger die Gegenüberstellung von Subjekt und *res extensa* zu überwinden. Die Existenz vollzieht sich nicht im Raum, sie ist Raum. »Der Raum ist weder im Subjekt, noch ist die Welt im Raum ... sondern das ontologisch wohlverstandene ›Subjekt‹, das Dasein ist in einem ursprünglichen Sinn räumlich« (SuZ 111). (154)

Fuchs bemängelt, dass Heidegger auf die Analyse der leiblichen Räumlichkeit verzichtet, weil dieser „[die] Verräumlichung des Daseins in seine »Leiblichkeit«, die eine eigene hier nicht zu behandelnde Problematik birgt“, beschreibe (SuZ 108).

1.4 Der Raumbegriff von Merleau-Ponty, zusammengefasst von Fuchs

Fuchs bezieht sich auf das Werk Phänomenologie der Wahrnehmung von Merleau-Ponty. Die wichtigsten Gedanken sind die folgenden:

Auch er geht von der Verwurzelung des Raumes in der Existenz aus. Schon Kant hat festgestellt, dass die leibliche Richtungsstruktur die Grundlage der räumlichen Orientierung ist. Diese Gedanken wurden erweitert:

Der Leib als System von Bewegungsvermögen konstituiert auch die räumliche Tiefe, die nichts anderes ist als ein Möglichkeitsraum für meinen Leib. Sie gehört meiner Perspektive, nicht den Dingen an und lässt sich nicht aus Relationen zwischen ihnen ableiten (Merleau-Ponty 2010, 299).

Merleau-Ponty meint weiter, diese Richtungsstruktur liege auch der Gestaltbildung in der Wahrnehmung selbst zugrunde: „Ohne Gegenwart leiblicher Subjekte gibt es weder

Richtung noch »Um« noch »Zwischen«, weder »Innen« noch »Außen«” (Merleau-Ponty 2010, 240).

1.5 Der Raumbegriff von Kant

Der Raumbegriff war in seinen philosophischen Gedanken ein sehr wichtiges Thema. Es hat Jahre gedauert, bis sein endgültiger Standpunkt auskristallisiert wurde. Seine Betrachtung über die Natur des Raumes bildete einen Eckstein in der Begründung seiner Transzendentalphilosophie.

In seiner Dissertation von 1770, legte er eine völlig neue Sichtweise zu Raum und Zeit vor. Elf Jahre später in seinem Hauptwerk, „Kritik der reinen Vernunft“, widmete er dem Thema Raum im Kapitel „Die transzendente Ästhetik“ das erste Teilstück. Hier definiert er den Raum (und die Zeit) als nicht real existierend, sondern als „reine Anschauungsformen a priori“.

Was meint er damit? Zwar steht auch bei ihm die Erfahrung, also das durch die Sinne gegebene Rohdatenmaterial, am Anfang aller Erkenntnis. Um aber auf der Basis des Erfahrungsmaterials zu einer Gegenstandserkenntnis zu gelangen, müssen bestimmte vorgelagerte, sogenannte „apriorische“ Anforderungen erfüllt sein. Sonst wäre keine Erfahrung möglich. Da die Erfahrung faktisch möglich ist, müssen seine methodischen Voraussetzungen die allgemeinen „Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung überhaupt“ darstellen und auch vor aller Erfahrung immer schon erfüllt sein. Anders ausgedrückt: Sowohl in unserem Anschauungsvermögen als auch in unserem Verstand müssen vorgelagerte Erkenntnisformen existieren. In seiner Systematik nennt er Raum und Zeit „reine Anschauungsformen a priori“. Die verschiedenen kategorialen Bestimmungen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität, im Speziellen die Kausalität, stellen demgegenüber die so genannten reinen Verstandesbegriffe a priori (Kategorien) dar. Diese zwei apriorischen Bedingungen (Raum und Zeit) müssen erfüllt werden, um das durch die Sinne gegebene Rohdatenmaterial in ein räumliches Nebeneinander einzuordnen zu können. Oder allgemeiner formuliert: Physische Gegenstände, die auch Gegenstände der Erkenntnis sind, lassen sich, aufgrund unserer apriorischen Vorbedingungen, nur in einem Raum konstituieren.

Der Raum hat bei Kant in seiner transzendentalen Ästhetik also lediglich einen idealen Charakter, eher handelt es sich um eine allgemeine methodische Vorannahmen der begrifflich erfassbaren Erfahrungserkenntnis:

Wir behaupten also die empirische Realität des Raumes (in Ansehung aller möglichen äußeren Erfahrung), ob zwar die transzendente Identität desselben, d. i., dass er nichts sei, sobald wir die Bedingung der Möglichkeit aller Erfahrung weglassen, und ihn als etwas, was den Dingen an sich selbst zu Grunde liegt, annehmen (Kant 2014, 83).

Das Zitat zeigt die ambivalente Einstellung Kants. Der Raum ist nur dann eine erfahrene Realität, wenn überhaupt Erfahrung möglich ist.

1.6 Der Raumbegriff bei Prof. Emmanuel J. Bauer

Professor Bauer hat in seinem Werk „Lebendig im Raum der Freiheit und der Beziehung“⁹ und auch während dem Seminar eine kompakte Sicht der phänomenologischen Existenzphilosophie dargelegt. Abgeleitet und unterstützt aus der Ethymologie der deutschen Sprache werden drei wichtige Aspekte des Existenzraums postuliert, die unabdingbare Bedingungen der (menschlichen) Existenz sind:

- Ort der Geborgenheit, Ruheplatz
- Freiraum, was der Mensch einnehmen kann, wo seine Aktivität ausübt
- Weite, die aus der Sicht des Menschen nicht nur sich ausdehnen, sondern auch schrumpfen kann.

Diese drei Merkmale sind ineinander verwoben, und können verschieden Wichtigkeit haben.

Zum Ort der Geborgenheit, Ruheplatz:

Der Raum als Ort, wo der Mensch sich sicher fühlt und sich ausruhen kann, hat sehr große Bedeutung. Wenn der personelle / persönliche Raum diese Funktionen nicht bereitstellt, treten verschiedene psychische Probleme auf, das Leben wird sogar unmöglich. So einen Ort braucht nicht nur der Mensch, sondern jedes Tier. Das Fehlen dieses Raums manifestiert sich zuerst in Müdigkeit, Reizbarkeit, der Schlafentzug ist sogar eine Qualmethode.

Zum Freiraum und zur Weite:

Das notwendige Gegenstück zu dem Schutz und Halt gebenden Struktur in der polaren Konstruktion des Raumes ist die Weite und Offenheit des Horizontes. [...] Der Mensch benötigt eine angemessene Weite an Entfaltungsraum, damit er sich frei bewegen, Interessen verfolgen, Beziehungen pflegen, Fähigkeiten entwickeln, Kompetenzen verwirklichen und seine Welt gestalten kann (Quelle in der Fußnote 9).

⁹ Bauer, Emmanuel J., *Lebendig im Raum der Freiheit und der Beziehung*, in: Erlinger, Melanie/ Lauer mann, Karin (Hg.), *LEBENS RÄU ME entdecken. gestalten. teilen*, Salzburg: Verlag Anton Pustet 2019, 92–106.

2. Der Richtungsraum (Kapitel 4)

Die oben erwähnten Philosophen machte sich nur über den Raum Gedanken. Man muss darum zuerst überlegen, warum aus der Richtung ein Richtungsraum wird. Es ist anzunehmen, dass die verschiedenen Arten des Raums eigentlich aus der Psychologie stammen und mit der notwendigen Begrenztheit in Zusammenhang stehen. Man kann sich nicht gleichzeitig auf das Ganze und auf Details konzentrieren. Jede Wissenschaft definiert zuerst den Bereich, in dem geforscht wird. Das bedeutet im Raum bestimmte Bereiche abzugrenzen. Das gilt auch für die Psychologie. Was die Richtung betrifft, weiß man, dass diese sogar schon die Pflanzen wahrnehmen. Darum sollte von persönlichem Richtungsraum gesprochen werden. Noch allgemeiner gesagt: Jedes Lebewesen hat seinen eigenen, privaten Richtungsraum und noch viele andere Räume.

2.1 Die Wahrnehmung (Abschnitt 4)

Definitionen:

Eine allgemeine Definition der Wahrnehmung kann dergestalt sein: Die Wahrnehmung ist die Folge der Geistesarbeit der Lebewesen, die Verarbeitung des von den Sinnesorganen gelieferten räumlichen Zustand oder zeitliche oder räumlicher Zustandsänderungen bzw. Ereignisse in der Umwelt oder im Inneren eines lebenden Organismus. Erinnerungen und Vorstellungen sind keine Wahrnehmungen.

Die kurz gefasste Definition von Kant ist: Die Wahrnehmung leistet eine Synthese zwischen Verstand und Sinnlichkeit, was seine Aussage charakterisiert: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (KrV A51/B75).

Auch Fuchs gibt eine kurze und bündige Definition der Wahrnehmung:

Die Wahrnehmung ist die Begegnung von Sinnesvermögen und Gegenstand. Diese Definition erweitert die Kantische, in dem sie diese mit dem Objekt der Wahrnehmung ergänzt.

Platon war der Erste, der die Wahrnehmung mit dem Sinnesorgan Auge beschrieben hat. In seinem Dialog Timaios erklärt er den Prozess, welcher bei der Wahrnehmung abläuft.

Ausgelöst wird sie vom Lichtstrahl des Auges, dessen Quelle das Feuer im Auge ist und auf den Gegenstand der Wahrnehmung gerichtet wird. Alles, was wir jetzt, 2300 Jahre nach Platon wissen, kann als eine Explikation seiner fantasievollen Erklärung aufgefasst werden. Der Autor dieser Bachelorarbeit kann sich noch an die Experimente seinen Physikprofessors im Gymnasium erinnern, der die doppelte Eigenschaft (korpuskularische

und wellenförmige gleichzeitig) des Lichtes demonstriert hat. Wenn das Licht auf einen Gegenstand (Korpus) trifft, dann wird ein Teil des Lichtes - wegen der korpuskularischen Eigenschaft - reflektiert, was im Sinnesorgan Auge einen Reiz verursacht. Der Rest durchdringt den Gegenstand und dehnt sich an der anderen Seite geschwächt weiter aus, wenn nicht ganz absorbiert wurde. Diese doppelte Eigenschaft kennzeichnet alle sich wellenförmig ausbreitenden physikalischen Prozesse.

a. Die Wahrnehmung als intentionale Aktivität

Die Begründung der Behauptung, dass die Wahrnehmung eine intentionale Aktivität sei, leitet Fuchs am Beispiel des Kuckuck-Rufs her und erleuchtet gleichzeitig die Komplexität der Wahrnehmung. Dessen Schall löst eine geistige Aktivität aus, wobei aufgrund von früheren Erfahrungen und im Gehirn gespeicherten Wissen dieser konkrete Schall dem Kuckuck-Ruf zugeordnet wird. (Das ist die von Kant genannte Synthese zwischen Verstand und Sinnlichkeit). Fuchs unterscheidet zwei Momente der Wahrnehmung: ein aktiv intentionales und ein pathisch partizipierendes Moment. Er erörtert diese Komponenten ausführlich.

In dieser Hinsicht ist es wichtig, dass die Wahrnehmung von dem Subjekt absichtlich initialisiert sein kann, d. h. intentional ist, z. B. wenn man jemanden in seiner Gesellschaft anschauen will. Dazu muss man zuerst den Kopf in seine Richtung wenden. Die Wahrnehmung aber muss nicht unbedingt intentional sein: Wenn diese Person erst in den Raum kommt, wo für sie überhaupt eine Wahrnehmung möglich ist, dann hört sie unabsichtlich zuerst den Schall ihrer Tritte. Eine automatische Wahrnehmung dessen, dass sie Tritte und nicht den Ruf des Kuckucks hört, erfolgt durch das Sinnesorgan des Hörens. Man könnte mit Recht sagen, dass dieses Wahrnehmen ein anderes, nicht intentionales ist, als das mit den Augen. Infolgedessen dreht man erst den Kopf in die Richtung des Gehörten. Um wahrnehmend sehen zu können, muss der Sensor (Auge) betriebsbereit sein. Die Augen müssen offen sein, man muss zuerst schauen. Danach wird erst das Sehen, die intentionale Aktivität einer anderen Wahrnehmung, möglich. Diese zweite Aktivität ist nicht zwingend; man sagt: Was man nicht sehen will, das sieht man nicht.

Daraus folgt: Die Sinnesorgane führen automatisch, nicht intentional, Reize zum Gehirn, und diese Reize lösen die primäre Wahrnehmung aus, die einerseits reflexartige Aktivitäten verursacht, andererseits die Ursache der intentionalen Wahrnehmung ist. Beispiele dazu könnte man unendlich viele nennen.

Weiters erörtert Fuchs noch in diesem Kapitel die Beobachtung und Erfahrung der

„Gestaltpsychologie“, wonach die Wahrnehmung durch die Synthese der Sinnesempfindung und der dazu gehörenden Form eine komplette Gestalt bildet. Aus dem Schauen wird erst durch einen Lernprozess das Sehen. Diese Fähigkeit erlangt der Mensch während der Ontogenese, nach der Geburt. Untersuchungen zeigen, dass Sinneseindrücke des Auges ohne Bedeutung sind, bevor man nicht gelernt hat, diese Eindrücke mit Mustern und Schemata zu verbinden. Daher kann das Neugeborene zuerst nur schauen, aber nicht sehen.

Geht sein Blick anfänglich noch oft ins Leere, so lernt es rasch »etwas« zu sehen, also Gestalten zu bilden, zu fixieren und mit dem Blick zu verfolgen - einem wachen, aufmerksamen, beseelten Blick, den man als solchen auch wahrnehmen kann. Diese Lern- und Bildungsfähigkeit des Sinnesvermögens erfahren wir subtiler Weise noch später, wenn wir die Feinheiten und Nuancen auf einem bestimmten Gebiet sehen oder hören lernen. [...] Man sieht nicht nur Gestalten, sondern Dinge, Situationen, also Bedeutungen, die man im Umgang mit der Welt erfahren und erlernt hat. Wir können dieses Vermögen der Wahrnehmung, die Dinge als gestaltete Sinneinheiten zu vergegenwärtigen, mit Husserl als Intentionalität bezeichnen. Das »Augenlicht« wäre also die Intentionalität unseres Sensoriums, die formgebende Bilderzeugung und Bedeutungsstiftung, die sich in jedem Wahrnehmungsakt ohne unser Wissen vollzieht (164–165).

Man muss die gewaltige geistige Leistung des Babys hervorheben. Leider behandelt Fuchs nicht die Rolle der anderen Sinnesorgane in der Wahrnehmung. Jedoch stellt er begründet fest, dass die „Wahrnehmung ist eine *intentionale Aktivität*“.

In diesem Sinne ist die Wahrnehmung kein passiver Empfang von Daten, sondern auch deren Bewertung erfolgt aufgrund von früher ausgebildeten Mustern oder Konzepten.

Anders gesagt, nimmt man nicht einfach Reize wahr, sondern Sinneinheiten oder Sachverhalte. Dabei kommt auch die geistige Fähigkeit zur Geltung, dass man das empfangene Bild ergänzen kann. Wenn man z. B. den Kopf eines Löwen sieht, stellt man sich den ganzen Löwen vor. In der Fachliteratur nennt man diesen Prozess

Konsistenzbildung. Die fehlenden Elemente des Bildes verursachen zuerst einen Drang, um genauer, vollständiger zu sehen. Dazu ist eine Intention notwendig, eine mentale Aktivität, eine Anspannung, wodurch die Aufmerksamkeit geweckt wird: man schaut bewusst hin. Dies bedeutet wiederum, dass das Gehirn unter den gleichzeitigen Reizen selektiert. Dabei werden diejenigen Reize gehemmt, die in der Auswertung nicht relevant erscheinen.

Diese intellektuelle Fähigkeit kann auch zu Fehlschlüssen führen. Das hat Descartes fundiert nachgewiesen.¹⁰

Besonders eindringlich hat sich Max Scheler mit der Wahrnehmung in seinem Werk „Erkenntnis und Arbeit“¹¹ beschäftigt, wo er auch eine trieborientierte Wahrnehmungstheorie entworfen hat. Während des Prozesses der Wahrnehmung verarbeitet das Gehirn die Reize von mehreren Sinnesorganen. Der Auslöser der Wahrnehmung kann entweder ein von außen kommender Reiz eines Sinnesorgans oder es können Reize von mehreren Sinnesorganen sein. In diesem Fall lässt sich sagen, dass die Wahrnehmung eine Antwort auf ein „Angesprochen-Werden“ darstellt. Nach Scheler können auch Triebe Auslöser der Wahrnehmung sein, wobei der Körper absichtlich wahrnehmen will und dazu mit den Sinnesorganen die passenden Reize sucht.

Bereits die bloße Scheidung von Figur und Hintergrund im Wahrnehmungsfeld sei nur als eine aktive Aufmerksamkeits- und Selektionsleistung des Sensoriums möglich; sie basiere letztlich auf triebgeleiteten, praktischen Interessen des Organismus [Damit ist nicht nur der Mensch gemeint!] an seiner Umgebung. [...] Das »Erfüllungs- oder Nichterfüllungserlebnis« in der Wahrnehmung entspricht der Anwesenheit oder dem Fehlen von Objekten, auf die unsere Triebe ursprünglich hingeeordnet sind. [...] Dabei ist freilich nicht nur an die groben Triebimpulse wie Hunger, Durst, Geschlechtstrieb zu denken, sondern auch an verfeinerte Bedürfnisse, Neigungen und Voreinstellungen. (Scheler 1977, 341–353)

b. Die Wahrnehmung als leibliche Partizipation

Fuchs behandelt in diesem Kapitel eine zweite Komponente der Wahrnehmung, neben der „gnostischen“, als Gegenstand der Erkenntnistheorie, die „pathische“, welche eigentlich die Antwort des Körpers/Leibes auf durch Reize wahrgenommene Erkenntnisse ist. Fuchs bedient sich altgriechischer Beispiele, wo die Farbe Grün „chlóros“ mit wesentlich mehr Inhalt behaftet war, metaphorisch verwendbar bei der Beschreibung einer breiten Skala von Begriffen, wie Honig, Tau und Tränen. Ein bodenständiges Beispiel hierfür wäre: Wenn man mit der Hand etwas Heißes berührt, nimmt man diese Eigenschaft sofort pathisch wahr und zieht als leibliche Partizipation reflexartig die Hand zurück. Aber das ist bei weitem nicht so einfach, sodass nach wissenschaftlicher Analyse vorläufig schon drei verschiedene Elemente der pathischen Wahrnehmung festgestellt werden konnten:

1. Synästhesien,

¹⁰ Descartes methodischer Zweifel: nach dem nichts außer uns selbst sicher wahr sein kann. Nur die Existenz unseres Ichs ist sicher, weil sie sich durch unser Denken schon selbst beweist. „cogito ergo sum“. Im zweiten Schritt postuliert die Existenz Gottes.

¹¹ Im Literaturverzeichnis Scheler, Max (1977): Erkenntnis und Arbeit.

2. Die Gestaltverläufe oder Intensitätskonturen (beide sind erklärungs-bedürftige Spezialbegriffe) und
3. Ausdrucks- oder Wesenseigenschaften die von Klages¹² und der Gestaltpsychologie aufgegriffen wurden.

Die Synästhesien¹³

Verschiedene Sinnesorgane bewirken eine komplexe Wahrnehmung, was eigentlich bedeutet, dass die naturwissenschaftliche Zuordnung der „Sinneskanäle“ zu Farb-, Ton-, Geruchs- und Tastqualitäten ein künstliches, modellhaftes Konstrukt ist, was die Wirklichkeit nur jeweils in einem Aspekt beschreibt. Synästhesie bedeutet, wie Fuchs es definiert, „Die Sinne kommunizieren miteinander, indem der Leib sie ineinander übersetzt“.

Weiters zitiert er aus der Dissertation von Wilhelm Schapp¹⁴ Alltagsbeobachtungen, die es erlauben, die phänomenologische Folgerung zu ziehen, dass „jede Sinnesmodalität als solche von den anderen Sinnen gleichsam gefärbt“ ist. Darüber hinaus untermauert er diese These auch mit Zitaten von Merleau-Ponty, die in lebensfremden, fast pathologischen Situationen wie einem Mescalindrausch den starken Zusammenhang der Sinne Hören und Sehen (Farbe) benennen. Diese extreme Situation hilft die tiefen Zusammenhänge zwischen den Sinnen aufzudecken und zu dem Schluss zu kommen, dass „die synästhetische Wahrnehmung auf das einheitliche Sinnesvermögen des Leibes als *sensorium commune*“ betrachtet werden kann (vgl. 169).

Die synästhetische Eigenschaft der Wahrnehmung beweisen die Sommeliers, die bei der Weinverkostung den Sinn des Schmeckens mit dem Sinn des Riechens und mit Düften kombinieren können.

Zusammenfassend stellt Fuchs fest, dass im Verlauf der Ontogenese in der anfangs einheitlichen Wahrnehmung der gnostische Anteil gegenüber dem pathischen Anteil die Oberhand gewinnt: Das Wahrgenommene bindet sich wesentlich an ein Sinnesorgan.

¹² Friedrich Konrad Eduard Wilhelm Ludwig Klages német filozófus, pszichológus, grafológus, a kézírás kutatásának teoretikusa. (1872 - 1956)

¹³ Die Synästhesie, die unter normalen Bedingungen erlebt wird und typischerweise in der Kindheit entsteht, ist eine Normvariante der Wahrnehmung. Bei Synästheten löst ein Sinnesreiz von einer Sinnesmodalität eine zusätzliche „Wahrnehmung“ in mindestens einer anderen Sinnesmodalität aus. Das bedeutet, dass beispielsweise Töne über die Haut „streichen“ (<https://de.wikipedia.org/wiki/Syn%C3%A4sthesie>)

¹⁴ Wilhelm Albert Johann Schapp (1884 - 1965) war ein deutscher Philosoph und Jurist, sowie Schüler von Edmund Husserl. Seine Dissertation „Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung“ (EV 1910) zählt zu den Hauptschriften des frühen Phänomenologenkreises. (https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Schapp)

Die Gestaltverläufe oder Intensitätskonturen

Die Begriffe „Gestaltverlauf und Intensitätskontur“ sind die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit des Zeitgenossen Michael Schmitz¹⁵. Das bedeutet eigentlich nur, dass die Gegenstände bei der Wahrnehmung auch Emotionen aktivieren können, die sich besonders bei Kindern auch in der Mimik widerspiegeln. Es soll auch umgekehrt wahr sein. Wenn man nach Leichtigkeit und Beweglichkeit fragt, wird einem höchstwahrscheinlich der Flug eines Vogels oder die Bewegung einer Katze einfallen. Angst und einen bedrohten Zustand würde man mit einer Felsenschlucht assoziieren. Ferner wird der anthropomorphe Sprachgebrauch bei der Namensgebung von Dingen, wie z. B. Briefkopf, Hauptsache, Gletscherzunge, usw. als Beweis dargestellt, dass „unbelebte Dinge entsprechend ihrer Gestalt oder Funktion als leibverwandt, als »Quasi-Leiber«“ erfahren werden.

Eine interessante Feststellung ist zudem: „Die Leiberfahrung von Kraftentfaltung, Druck, Widerstand und Bewegung [...] ist das Paradigma, aufgrund dessen wir überhaupt etwas wie *Kausalität* in der Umgebung wahrnehmen“ (171).

Ausdruckseigenschaften

Die Wahrnehmung hat eine pathische Komponente, nämlich die Ausdruckerfassung, und eine gnostische, wobei normalerweise die Letztere signifikant ist. Unter Umständen kann es verkehrt vorkommen. Die Bedingungen dazu sind:

- a. Strukturarmut des Wahrnehmungsfeldes, wie Nebel oder Dämmerung und Dunkelheit. Unter solchen Bedingungen geht die Wahrnehmung in die Richtung „es scheint so, als ob es etwas wäre“.
- b. Beeinträchtigung des Wachbewusstseins. Das aktive, gnostische Wahrnehmen ist an das Bewusstsein gebunden. Halbwachzustand und Bewusstseinsstrübung etwa unter Alkohol oder Drogeneinwirkung verursachen, dass der Ausdruckscharakter der Wahrnehmung in den Vordergrund rückt und der Wahrnehmung eine unbestimmte Note gibt.

c. Wahrnehmung als Kommunikation

Die Wahrnehmung als Kommunikation ist eine gute Überschrift für eine Boulevardzeitung, aber als Aussage gehört sie sicher in die falsche Kategorie. Wahr ist, dass die

¹⁵ Michael Schmitz (* 1954 -) ist ein deutscher Professor für Psychologie und Management an der Lauder Business School in Wien sowie Coach und Managementberater.

Kommunikation mit der gegenseitigen Wahrnehmung der Teilnehmer beginnt. Des Weiteren muss der Inhalt der Kommunikation von allen Teilnehmern verstanden werden und dazu ist die Wahrnehmung des Informationsträgers notwendig. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass es ohne Wahrnehmung keine Kommunikation gibt. Das untergeordnete Verhältnis der Wahrnehmung zur Kommunikation kann man mit dem Verhältnis der Metapher Ziegel – Mauer darstellen.

Der Abschnitt beginnt mit der folgenden Feststellung, betreffend die pathisch rezeptive Komponente der Wahrnehmung, in der 1. Person Singular: „Das andere ist ein Erleiden des Gegenstands: Er bewirkt etwas *in mir*, *er verändert mich* in meinem leiblichen Zustand“ (172-173). Es fehlt der Beweis, dass nicht nur im Autor, sondern bei jedem Menschen die Wahrnehmung von nicht lebendigen Gegenständen eine Änderung im leiblichen Zustand verursacht, einschließlich den Autor der Bachelor-Arbeit, oder es fehlt eine Begrenzung der Gültigkeit der Aussage auf ihn.

Zur Kommunikation sind mindestens zwei aktive Teilnehmer notwendig und die gegenseitige Wahrnehmung der Teilnehmer. Es herrscht die allgemeine Auffassung, dass die nicht organischen Gegenstände keine Aktivität zeigen und bis in die Gegenwart niemand eine solche beweisen konnte. Dinge können höchstens „messages“ schicken, wie z. B. die Warnschilder im Straßenverkehr. Das Zitat aus der buddhistischen Tradition „Der Mensch sieht den Berg, der Berg sieht den Menschen“ ist nur als eine – sehr schöne – Metapher einzustufen.

Und Fuchs hat doch Recht! Inzwischen hat sich die Welt geändert, der Mensch hat den Computer entwickelt. Er ist grundsätzlich ein nicht organischer Gegenstand, aber doch ein interaktives Gerät. Schon die ersten Computer können als Kommunikationsgeräte betrachtet werden, weil sie z. B. auf die Frage wieviel $1+2$ sei, zur Antwort geben, dies sei 3. Wenn ein solches Gerät in der Industrie, in der Prozesskontrolle und Steuerung eingesetzt wird, dann nimmt es verschiedene physikalische Ereignisse wahr und reagiert, greift steuernd oder regelnd in einen Prozess ein, aber in dieser Anwendung ist es nicht direkt ein Kommunikationsgerät. In den letzten Jahrzehnten hat die Spitze der Hardware- und Softwareentwicklung die Welt erobert und die Künstliche Intelligenz ist entstanden. Der Träger dieser Intelligenz ist ein lebloses Ding, ein Computer. Im Kontext der Wahrnehmung muss man erwähnen, dass die Wahrnehmung kein Privileg der Lebewesen ist, sondern auch in der leblosen Technik möglich, sogar notwendig ist. Zur Kommunikation mit dem Computer war ein Interface notwendig, das die „Menschensprache“ in eine „Computersprache“ übersetzen kann. Die Voraussetzung der

Einsetzbarkeit der Computertechnik war die Entwicklung von Sensoren, die wie unsere Sinnesorgane funktionieren. Inzwischen sind schon alle menschlichen Sinnesorgane künstlich abgebildet, und damit können Computer ausgestattet sein. Was ein Mensch wahrnehmen kann, ist es auch einem Computer zu erfassen möglich, sogar besser und zuversichtlicher. Der Unterschied ist der Grad der Verarbeitung der Reize aus diesen Sinnesorganen. So wie der Autor implizit sagt, dass der Mensch ein besseres Tier sei, könnte man auch konstatieren, der Computer sei ein besserer Mensch oder zumindest auf dem Weg zu diesem Zustand. Zurzeit meint man noch, dass der Computer keine Gefühle hat. Da ist ein Irrtum, in dem Sinne, dass man sehr wohl Gefühle programmieren könnte. Wenn wir die Gefühle genau beschreiben und mit konkreten Ereignissen koppeln, und das können wir, dann kann man das im Computer 1 zu 1 abbilden, und nach jedem wahrgenommenen Ereignis in einer Schleife abfragen lassen, was für Gefühle der Rechner haben soll. Die zweite falsche Annahme ist, dass der Computer keine Ethik kennt. Man könnte über Ethik die bereits existierende künstliche Intelligenz abfragen und würde sie sogar eine Doktorarbeit abliefern.¹⁶ Es gibt zum Beispiel, nur deshalb keinen Computer-Richter, weil dann keine Korruption möglich wäre und, auch alle, welche die Welt beherrschen, im Gefängnis sitzen würden. Es wäre nicht möglich, Verbrecher reinzuwaschen und sie laufen zu lassen. Die große Gefahr ist, dass diese künstliche Intelligenz auch für die aller schlimmsten verbrecherischen Ziele eingesetzt werden kann. Und was möglich ist, das wird getan bzw. das macht man mit der Hilfe der KI schon jetzt. Zum Stichwort Raum/Raumüberwachung: Seitdem die bilderkennende Technologie die Gesichtserkennung anhand eines Kamerabildes möglich macht, gibt es Städte in China, wo die Menschen mit Hilfe der KI unter völliger Kontrolle sind. Zurzeit üben diese Kontrolle noch Menschen aus. Die KI ist ein autonomes Werkzeug dazu, dem viele menschliche Kompetenz übertragen wurde. Die Gefahr ist real vorhanden, dass der Computer auch die ihn jetzt noch kontrollierenden Menschen umgehen könnte und ausschließlich die Kontrolle ausübt. So kann zum Beispiel, wenn das Flugzeug auf Fernbedienung (remote control) geschaltet ist, der Pilot nur zuschauen, als ob er lediglich ein Passagier wäre. Deshalb liegt nach Meinung des Autors dieser Abhandlung die dringlichste Aufgabe der Wissenschaften und besonders der Philosophie darin, die Gefahren dieser Entwicklung zu entdecken und zufriedenstellende Antworten zu geben.

¹⁶ Bei dieser Bachelorarbeit wurde keine KI eingesetzt, und zwar einerseits aus moralischen Gründen, weil beurteilt werden muss, ob der Student P. K. Bachelor werden darf, und nicht der Computer. Andererseits hält sich ihr Autor für fähig eine solche Arbeit eigenständig zu verfassen.

2.2 Der Richtungsraum (Abschnitt 5)

Philosophisch gesehen ist es kein Fehler, aber methodisch ist es unverständlich, dass im Kapitel Richtungsraum noch einmal ein Abschnitt namens Richtungsraum zu finden ist. Hier, am Anfang definiert der Autor die Gattung der „anthropologischen Räume“, was die Arten Richtungsraum, Stimmungsraum, personaler Raum, Lebensraum, mythischer Raum, magischer Raum und religiöser Raum, rechtlicher Raum einschließt. Diese Arten unterscheiden sich in der Struktur und Qualität. Sie können wiederum Gattungen für verschiedene Unterarten von Räumen sein. Mit Neugier können wir warten, dass die Wissenschaft weitere, noch unbekannte Räume entdeckt.

Wichtig ist, dass verschiedene Richtungen gegensätzlich sind:

Dem Gegensatz expansiver und restriktiver Richtungen im Leib entspricht [...] der Gegensatz zentrifugaler und zentripetaler Richtungen im Umraum. Zu den primären Austauschbeziehungen zwischen Leib und Umraum – Einverleibung, Ausscheidung, Luft- und Wärmeströmung – treten nun Wahrnehmung und Bewegung als weiter ausgreifende Beziehungen mit der Umwelt. Dabei bleibt der Leib immer der »Nullpunkt«. (174)

Nicht geklärt ist, ob Lebensraum und Umraum Synonyma sind oder in einer Art-Gattung-Beziehung stehen. Dort jedoch, wo sich das oben erwähnte Zentrum Origo befindet, ist es für die verschiedenen Sinnes- und Empfindungsmodalitäten unterschiedlich. Fuchs verortet ein Zentrum im Kopf für die Sinne, dessen Organe sich ebenfalls dort befinden, und im Rumpf das für die Motorik. Dies bedeutet, dass wir über ein Zentrum und Origo nicht im Singular, sondern im Plural reden sollten.

Weiters ist erkennbar, dass die Begriffe „sensomotorischer Raum, orientierter Raum, Richtungsraum“ alle Synonyma sind und von verschiedenen Autoren begründet worden. Sie beziehen sich auf die Verschränkung von Wahrnehmung und Bewegung, bzw. versuchen dazu eine gemeinsame Plattform für die wissenschaftliche Arbeit zu bilden. Fuchs folgt der Terminologie des Richtungsraums, denn „die Orientierung im Raum setzt das Gefüge leiblicher Richtungen voraus“.

Im Folgenden wird die Definition des primären Richtungsraums gegeben, ohne konkrete Richtungsziele oder Objekte. Als Beispiele findet man gespürtes Ausatmen, den Schrei, den leeren Blick. Der primäre Richtungsraum ist anisotrop und inhomogen, da der Leib bestimmt ausgezeichnete, unumkehrbare Richtungen ebenso wie qualitative Unterschiede von Nähe, Ferne, Innen und Außen aufweist.

Systematisierung der körperbezogenen Richtungstypen:

- (1) Die zentrifugalen Kräfte aus dem Körper¹⁷ verursachen meistens eine physiologische Aktivität, vom Körper als Zentrum, ausgehend, in Richtung des umgebenden Raumes. Sie können verschiedener Art sein:
- expansiv: fließend ausdehnend, gegen den Umraum, als wenn man sich streckt,
 - expulsiv, ausbruchartig wie ein Erbrechen,
 - emanativ wie die Ausatmung,
 - rezessiv wie das Ausweichen vor einem Schlag kann in dem Sinne zentrifugal bezeichnet werden, dass der Körper sich von der ursprünglichen Position hinausbewegt.
 - attraktiv sein. Für diese Art der zentrifugalen Kraft wird die Erfahrung von Goethe zitiert, der erkannte „Tiefes Blau weicht vor uns zurück und zieht uns nach“.
- (2) Die zentripetalen Kräfte, die meistens aus dem Umraum Richtung Körper wirken, können auch aus dem Körper entstehen. Die Klassifizierung dieser Kräfte ist:
- rezeptiv oder einverleibend, wie das Einatmen, Saugen, Verschlucken.
 - reflex-artig: wobei der Autor die Beispiele nennt, wie die Reaktion auf Gebärden, die Hände vors Gesicht schlagen, sich zusammenkrümmen. Nicht eindeutig und schwierig ist die Abgrenzung gegenüber der zentrifugal rezessiven Kraft.
 - invasive oder impulsive Bewegungen verursachen Kräfte vom Umraum her wie z. B. Druck, Stoßeinwirkung (wenn die zentrifugal rezessive Bewegung nicht ganz gut gelungen ist), aber dies können auch nur Empfindungen sein, wie grelles Licht, lauter Schall oder ein bohrender Blick.

Nach dem die expliziten Eigenschaften des primären Richtungsraums aufgeführt worden sind, zeigt der Autor noch die komplexe Zusammenwirkung der verschiedenen Kräfte, in dem er die „intermodale Wahrnehmung“ des Neugeborenen erwähnt, das seinen Kopf und Blick bereits unwillkürlich in die Richtung des Reizes (Schallquelle) wendet. Ein anderes Beispiel ist die „optokinetische Kohärenz“, was bedeutet, dass auf einen optischen Reiz fast reflexartig eine Bewegung folgen kann. Nur dadurch ist es z. B. möglich einen Tennisball zurückzuschlagen.

¹⁷ Der Begriff Körper ist eine Gattung des Leibes, in dem dieser als ein seelenbegabter Körper definiert wird. Durch Verwendung des Begriffs Körper kann der Geltungsbereich von Feststellungen, die Doxa des Autors ausgedehnt werden. Man kann auch für Körper genug Beispiele liefern.

2.3 Orientierter Richtungsraum (Abschnitt 6)

Bei diesem Punkt sollte man tiefer gehend die allgemeinen Eigenschaften des Raums behandeln. Um sich orientieren zu können, braucht man Bezugspunkte. Darum geht es im Wesentlichen in der 1716 geführten Debatte zwischen Leibniz und Newtons Sprachrohr, dem englischen Clarke, was schon im Abschnitt 1.1, Arten der Raumkonzeptionen, berührt wurde. Noch interessanter ist eine Schrift von Kant aus dem Jahr 1768, wo er als Erster auf mit der Händigkeit zusammenhängende Problemstellungen hingewiesen hat. Konkret gelangt man zu der Erkenntnis, dass eine Orientierung ohne Links und Rechts nicht möglich wäre. Kant stellt fest, dass es nicht möglich ist, eine rechte Hand durch reine Lageveränderungen in eine linke Hand zu überführen. Er nennt die Paare von rechts- und linkshändigen Objekten als inkongruente Gegenstücke. Zusammengefasst bedeutet dies: „[D]ie mehrfache Asymmetrie des Körpers ist es auch, die Richtungen wie »rechts«, »links«, »vorne«, »hinten«, »oben« und »unten« bestimmt“ (178).

Außerdem wurde festgestellt, dass nicht nur die Hände, sondern auch alle anderen Glieder des Körpers eine aktive Rolle in der Entstehung der Orientierung im Raum spielen können. In dem Sinne sind auch die Augen als Glied zu betrachten.

Aus physiologischer Sicht kann die räumliche Orientierung reflexiv und präreflexiv sein, wobei reflexiv nicht im herkömmlichen Sinn gedacht ist (zu handeln, ohne zu überlegen) sondern umgekehrt, die reflexive Orientierung also eine mental verarbeitete Wahrnehmung bedeutet. Straus¹⁸ hat dies auf den Punkt gebracht, indem er sagte: „[D]ie leibliche Orientierung bewegt sich in der Landschaft, die reflexive Orientierung in der Geographie“ (177).

Eine phänomenologische Deutung des „orientierten“ Richtungsraums könnte sein: Aus der Menge der diffusen, richtungslosen primären Richtungsräume erhebt sich der orientierte Richtungsraum, in dem der Körper als Subjekt mit einem Objekt unsichtbar verbunden wird. Konkret entdeckt das leere Schauen ein Objekt und wird dadurch der „ins Auge fassende“ fixierende Blick. Ein zweites Beispiel ist, dass die ungerichtete expansive Armbewegung des Säuglings plötzlich ihr Objekt findet und ein Spielzeug ergreift. Eine Definition des Richtungsraums findet man nach Schmitz (III/1, 219): „Es bildet sich eine Vernetzung der vom Leib ausstrahlenden Richtungen mit realen oder virtuellen

¹⁸ Vgl. Straus, E. (1956) Vom Sinn der Sinne. 2. Aufl., Springer. Erwin Straus (1891-1975) entwickelte eine eigenständige Richtung phänomenologischer Psychologie und Psychiatrie.

Zielpunkten, die Schmitz als Einrichtung des Richtungsraums bezeichnet; so entsteht der orientierte Richtungsraum“.

Die Orientierung manifestiert sich in der Koordination der verschiedenen Orientierungspunkte und in der Balance der zentripetalen, zentrifugalen Kräfte.

a. Richtungskoordination

„Für eine sichere Einbettung des Leibes in den Umraum müssen die aus ihm hervorgehenden und auf ihn wirkenden Richtungen koordiniert werden“ (178).

Das Zitat enthält einen semantischen Fehler und ist damit es sinnlos: die Richtungen können nicht wirken. Der Körper jedes Lebewesens kann auf die auf ihn wirkenden Kräfte reagieren. Und die Kräfte wirken aus oder in „Richtungen“. Die Pflanzen treiben ihre Wurzeln nach unten, die Pflanze selbst wächst nach oben. Die Tiere und der Mensch können tatsächlich auf die auf sie aus verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte koordiniert reagieren. Der Autor analysiert die Auswirkung der Schwerkraft und wer nie Biologie-Unterricht hatte, ist nun ebenfalls im Bilde, denn das „Gleichgewichtsorgan des Innenohrs koordiniert in der aufrechten Haltung das leibliche mit dem äußeren Richtungssystem, normalerweise der Erde“. Das wird noch damit ergänzt, dass in der Koordination auch der Blick eine wichtige Rolle hat. Der Raum wird als aufs Ziel gerichteter Blick strukturiert. Es ist kein statischer Zustand, sondern dynamisch und auf den Leib als Origo bezogen. Wir können unterscheiden, ob in einem Zimmer ein Gegenstand (Schrank) sich bewegt, oder wir uns relativ zum Gegenstand bewegen. Man gelangt zu der Frage, ob das Leben ohne die Fähigkeit der Richtungskoordination im Raum, überhaupt möglich wäre.

Thomas Fuchs beweist die räumliche Verankerung des Leibes mit dem Phänomen des Aufwachens, wo der Mensch zuerst die vor dem Einschlafen bestehenden Beziehungen und Verankerungen herstellt. „Waches Bewußtsein ist nur in räumlicher Bestimmtheit und Bezogenheit möglich“ (181).

b. Richtungsbalance

Gleich in der Einführung dieses Kapitels wird erneut versucht Richtung mit Kraft gleichzusetzen. Wahr ist nur, dass jede Kraft in eine Richtung wirkt, aber die Richtung ist kein Wesen der Kraft, nur eine Akzidenz. „Daher gehört zur leiblichen Einrichtung noch

eine andere Komponente, nämlich die *Balance* von zentrifugalen und zentripetalen Richtungen“. In diesem Kapitel wird beschrieben, dass die Richtungen zuerst wahrgenommen und danach die Kräfte aus diesen oder in diese Richtungen austariert werden müssen. Um gerade zu stehen, muss der Körper (nicht nur der Leib des Menschen, auch ein Tier steht gerade, bloß auf 4 Füßen) der Gravitation eine exakt entsprechende Kraft entgegensetzen. Wenn diese Kraft weniger ist, sackt der Körper zu Boden, wenn sie mehr ist, dann erhebt sich der Körper vom Boden. Es wird behauptet, „Wir müssen mit unserem Leib den Raum erfüllen, bis zur Decke, zur Tür, zur Mauer, ja bis zum Horizont“¹⁹ (181).

Verschiedene Verhaltensstörungen, wie Höhenangst, Agoraphobie und Klaustrophobie werden durch ungenügende Richtungsbalance verursacht. Da in der Einrichtung des Raums die Sinne komplex mitwirken, kann auch eine andere sensorische Deprivation, eine Reizverarmung, zu psychischen Störungen führen, etwa Angstgefühlen, Halluzinationen. Es gab verschiedene Versuche dazu mit speziell konstruierten Kammern. „Sie zeigen erneut, daß der Mensch der dauernden Einrichtung im Sinnesraum, der Begegnung mit der Realität bedarf, um sich leiblich in ihr zu finden“ (183).

2.4 Motorik und Handlung als Erweiterung des Leibes (Abschnitt 7)

Zentrale Feststellung ist, dass Wahrnehmung Motorik in Form von apperzeptiver Bewegung enthält.²⁰ Dazu kommt noch, dass es auch umgekehrt wahr sein soll: Motorik enthält Wahrnehmung „insofern sie gespürte leibliche Richtung darstellt“. Von diesen zwei kontradiktorischen²¹ Behauptungen kann nur eine wahr sein oder beide sind falsch. Sonst könnte das noch so interpretiert werden, dass Wahrnehmung und Motorik mit der theologischen Terminologie (griechisch *homousios* oder lateinisch *consubstantialis*), wesensgleich sind.

a. Gerichtete Motorik

¹⁹ Der Autor dieser Arbeit sollte die Ausnahme sein, welche die Regel stärkt.

²⁰ Unter Apperzeption versteht man in der Psychologie die bewusste Verarbeitung einer Wahrnehmung in ihre Eingliederung in den kognitiven Kontext vergangener Erfahrungen. Quelle: Google.

²¹ Eine Kontradiktion (vom lateinisch *contra*, „gegen“ und *dictio*, „das Sagen, Reden“; „Gegenrede, Widerspruch“) liegt der Logik zugrunde, wenn zwei Begriffe, Urteile oder Aussagen im Widerspruch zu einander stehen und eine gegenseitige Negation darstellen.

In der gerichteten Motorik ist der Gedanke enthalten, dass in dem von dem Leib²² ausgedehnten Umraum²³, in einem Konglomerat von verschiedenen Richtungsräumen, die Bewegung möglich ist. Hier wird das Phänomen erwähnt, dass bestimmte Bewegungen – vor der tatsächlichen Ausführung – mental eingeübt werden können. Diese Praxis ist im Sport weitgehend bekannt. Der Erfolg der Ausführung der antizipierten Bewegung ist auch davon abhängig, wie genau die Richtungskoordinaten des orientierten Richtungs-raums durch die Sinne bestimmt worden sind. Wie schon aus dem in der Psychologie verwendeten Begriff der Apperzeption folgt, wird die mentale Übung einer Bewegung in einem vorher ausgedehnten, abgemessenen kognitiv gespeicherten virtuellen Umraum vollgezogen. Dieser Umraum wird auch bei der tatsächlichen Ausführung der Bewegung verwendet, jedoch können Einzelheiten durch die Sinne in Echtzeit (real time) während der Ausführung der Bewegung korrigiert werden. Hierzu wird das Phänomen des Stolperns beim Gehen erwähnt. In diesem Fall ist der kognitive Umraum von einem Sinn (Sehen) nicht rechtzeitig korrigiert worden: So wurde z. B. ein Stein übersehen. Wenn die Bewegung in einem nicht genau bestimmten Umraum passiert, dann merkt man deren Unsicherheit und Ungenauigkeit. Anders gesagt, sind Umraum und Bewegung aufeinander abgestimmt, die Bewegung erfolgt im Vertrauen auf den kognitiv gespeicherten Umraum. Die Übereinstimmung im sensomotorischen Raum der leiblichen Richtungen der Wahrnehmung und der Motorik nennt V. v. Weizsäcker Kohärenz. Als Beispiel wird die optokinetische Kohärenz erwähnt, durch die - als Beispiel für die vorliegende Abhandlung - ein Tennisspieler den ankommenden Ball nicht nur überhaupt irgendwie trifft, sondern auch auf den Millimeter genau zurückschlagen kann. Diese Kohärenz besteht auch bei anderen Sinnen, wie z. B. zwischen dem Hören der Musik und dem Rhythmus der Tanzbewegung.

Der Richtungsraum wird auch mit der Zeit in Zusammenhang gebracht. Das ist möglich, weil die Bewegung einen zeitlichen Ablauf im Raum bedeutet. Der Autor erwähnt, ohne eine genauere Definition dafür zu geben, hierfür den „Zeitleib“ und sogar auch die „Leibzeit“. Der Zeitleib sollte ein Ding, ein Gegenstand, eine spezielle Art des Leibs sein. Leibzeit dürfte eine wirkliche Zeit sein, aber nicht unbedingt eine in physikalischen Einheiten messbare, subjektiv wahrgenommene Zeit. Manchmal scheint ein kurzes Warten wie die Ewigkeit (sehr lang) zu sein und lange Jahre wirken wiederum wie ein (sehr)

²² Der Autor der Bachelor-Arbeit würde den Begriff Körper verwenden, weil das gleiche Phänomen auch bei Tieren zu beobachten ist. Der Leib ist nur ein Spezialfall des Körpers (Art der Gattung Körper).

²³ Umraum = Umgebung? Umgebung, die von den Sinnen erfasst ist.

kurzer Augenblick. Der Autor behauptet zudem: „Die Leibzeit verläuft sich nicht gleichförmig, sondern beschleunigt und verzögert sich im Rhythmus der leiblichen Bewegung“ (185). Das ist eine Anschauung, die der Verfasser dieser Abhandlung nicht teilen kann. Eine Bewegung kann beschleunigt oder verzögert sein, nicht die Zeit. Die Zeit drückt nur diese Änderung in der Geschwindigkeit oder Beschleunigung aus.

b. Handlung

Unter Handlung wird die These beschrieben, dass „[d]ie Handlung, der instrumentelle Umgang mit den Dingen, ihre Einleibung und Eingliederung in das motorische und perzeptive Körperschema“ (185) bedeutet. Die These wird mit Beispielen des Skifahrers, Autofahrers und mit dem Abtasten durch den Stock eines Blinden untermauert. Jedoch die Beispiele sind Einzelfälle, und aus Einzelfällen sollte man keine allgemein gültigen Schlüsse ziehen. Dieses logisch nicht exakte Vorgehen ist kennzeichnend für die Psychologie, weil die Thesen anhand einer begrenzten Anzahl von Beobachtungen formuliert werden, besonders oft von solchen seitens psychisch kranker Menschen. Anhand derartiger Beobachtungen kann man nur phänomenologische Aussagen treffen: Es scheint so zu sein. Man kann nur Regelmäßigkeiten feststellen, die die Regel stärkende Ausnahmen zulassen, aber keine Gesetze.

2.5 Habituation (Abschnitt 8)

Nach dem, Richtung, Wahrnehmung und Handlung thematisiert worden sind, ist die nächste Stufe in der phänomenologischen Anthropologie die „Habituation“. Der in der Psychologie verwendete Begriff birgt die Eingewöhnung in die bzw. Angewöhnung der Umwelt. Er bezeichnet eindeutig einen Prozess, wo eine lebenslange Anpassung an die aktuellen Bedingungen passiert. Dieser Prozess ist notwendig, weil nur ganz wenige Dinge „a priori“ gegeben sind. „Das Zuhandensein der Welt ist nicht vorgegeben, sondern entwickelt sich ursprünglich in der frühen Kindheit: im leiblichen Vertrautwerden mit den Dingen, in der Gewöhnung an die Formen, Farben, Gerüche und Klänge“ (186). Der Autor schildert die Ontogenese der Habituation, auch im Vergleich mit der Inkarnation. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass die Inkarnation (Einverleibung) schon vor der Geburt beginnt und der dominierende Prozess bis zur Geburt dauert. Er ist dominierend, aber nicht ausschließlich, weil das noch nicht geborene Kind schon im Leib

der Mutter sinnesorganische Reize wahrnimmt und auf sie reagiert. Die motorische und kognitive Funktion der Habituation fängt erst mit der Geburt an.

Zur motorischen Habituation wird ausgeführt:

[Die motorische] Habituation entsteht in Versuch und Irrtum, in Wirkung und Gegenwirkung. Die anfänglich noch ungezielte, diffuse Motorik differenziert sich nach und nach, indem sie entweder eine passende Gegenwirkung erfährt oder aber auf Widerstand trifft bzw. ins Leere läuft, also »frustriert« wird. [...] Im Gelingen oder Misslingen des leiblichen Sich-Entwerfens entwickelt sich aus der diffusen Expansion nach und nach die spezifische, koordinierte Motorik des Greifens, Gehens und Sprechens (187).

Habituation, die Angewöhnung an die Welt bedeutet auch Inkarnation in dem Sinne, dass Dinge zielgerecht greifen. Gebrauchen können bedeutet auch die Maße und Richtungen „einzuverleiben“. Es wird betont:

Das perzeptive und das motorische Körperschema entwickeln sich in der Auseinandersetzung mit den Dingen. Der Leib erschließt die Welt, indem er sich nach und nach zum Schlüssel für sie ausbildet. Wird eine neue Fähigkeit erlernt, so setzt sich die Handlung noch aus probatorischen Einzelbewegungen zusammen; aus dem wiederholten, übenden Durchlaufen des Handlungsbogens resultiert dann eine Automatisierung, welche die Einzelbewegungen zu einer Figur integriert und als solche in den unreflektierten leiblichen Vollzug aufnimmt. Der Leib hat sich ein neues Stück Welt vertraut gemacht und assimiliert (187).

Automatisierung und Physiognomisierung²⁴ sind die untrennbaren Bausteine der motorischen und perzeptiven Habituation. „Gewohnheit, Zuhandensein der Welt ist eine gemeinsame Organisation von motorischen und perzeptiven Vermögen“ (187). Die in den ersten Lebensjahren vollzogene Habituation wird kodiert, wonach das Holz steif, das Wasser fließend usw. ist. Die Handhabung der bekannten Gegenstände basiert auf der Habituation.

2.6 Trieb und Begehren (Abschnitt 9)

Fuchs ordnet in das Kapitel Raum die Triebe und das Begehren ein. Diese scheinbar vom Raum unabhängigen Begriffe sind doch mit diesem verbunden, indem sie im Raum wirken. Davon unabhängig ist ihre Wichtigkeit unumstritten. Dazu gleich einige Fragen: Drang, Gefühlsdrang und Trieb, Begehren, Instinkt: Sind diese die Begriffe, die es erst möglich machen das Leben zu verstehen?

²⁴ Dies bedeutet Gestaltintegration. So werden z. B. beim Lesenlernen zuerst die einzelnen Buchstaben gelernt (wahrgenommen), danach einzeln die Buchstaben des Wortes zusammengefügt. Am Ende wird das Wort nicht mehr buchstabiert, sondern mit „einem Blick“ erfasst. Der Begriff wurde von Jürg Zutt (1893–1980), Psychiater, Neurologe eingeführt.

Triebe, Instinkte: die DANA der Seele? Triebe: „a priori“ Mitbringsel ins Leben?

Triebe, Instinkte: das Wesen des Lebens, oder etwas moderater ausgedrückt wesentlich für das Leben? Hiatus, Wünsche, die unbedingt, sofort erfüllt werden müssen?

Triebe, Instinkte: die von der Umwelt etwas verlangen?

Triebe, Instinkte: genauso geheimnisvolle, unfassbare wie die Seele, jedoch genauso unleugbare subjektive Wirklichkeit? Etwas, was man unbedingt untersuchen muss, wenn man allgemein das Leben und nicht nur menschliches Leben verstehen will?

Es ist notwendig diese Begriffe mindestens kurz zu definieren und zueinander in Verhältnis zu setzen. Drang, Gefühlsdrang und Trieb, Begehren, Instinkt sind auch Grundbegriffe der Psychologie, und es gibt dazu eine wesentlich umfangreichere Literatur als in der Philosophie.

Der berühmteste Triebspezialist unter den Psychologen war Sigmund Freud. Er war dies auch in dem Sinne, dass im Fokus seiner Untersuchungen hauptsächlich der Geschlechtstrieb lag.

Ich zitiere aus dem Inhalt eines Vortrags²⁵, um die raumstiftende Wirkung der Triebe zu zeigen. Es geht hauptsächlich um Triebe, die nach Plessner in der sogenannten Mittelwelt, d. h. in den zwischenmenschlichen Beziehungen wirksam sind. Die Triebe spannen aber auch den Raum in der Innenwelt auf, indem sie kontrolliert werden müssen. Die Tabelle zeigt das Verhalten und die Einstellung der Eltern gegenüber einem Kind:

	Aspekte der Psychodynamik	Triebtheorie von Sigmund Freud
1.	Die frühe Biographie	Kindliche Wünsche (oral, anal, ödipal)
2.	Grundkonflikt: Nach Gerd Rudolf (2008, 107f.) kann man eine Abfolge von Grundkonflikte unterscheiden: - Nähe - Bindung - Autonomie - Identität	Konflikte zw. sexuellen / aggressiven Wünschen und ihrer Abwehr.
3.	Neurosenstruktur: Im Bild gesprochen handelt es sich um die vernarbte alte Wunde, die durch einen Auslöser wieder aufbrechen kann.	Zur Struktur gewordene Abwehraktivitäten gegenüber den Trieben (Triebfixierungen)
4.	Kompensation: Damit ist nicht wie unter Punkt 3, die früherworbene, sondern die im Leben(ssstil) erreichte Anpassung gemeint.	Triebfixierungen oder Sublimierungen im kompensatorischen Sinne

²⁵ Claudia Reitingner / Bernhard Schwaiger: Existenzanalyse und Psychoanalyse – Ein Dialog zur Psychodynamik Vortrag am 03. 05.2019, GLE-Kongress Salzburg.

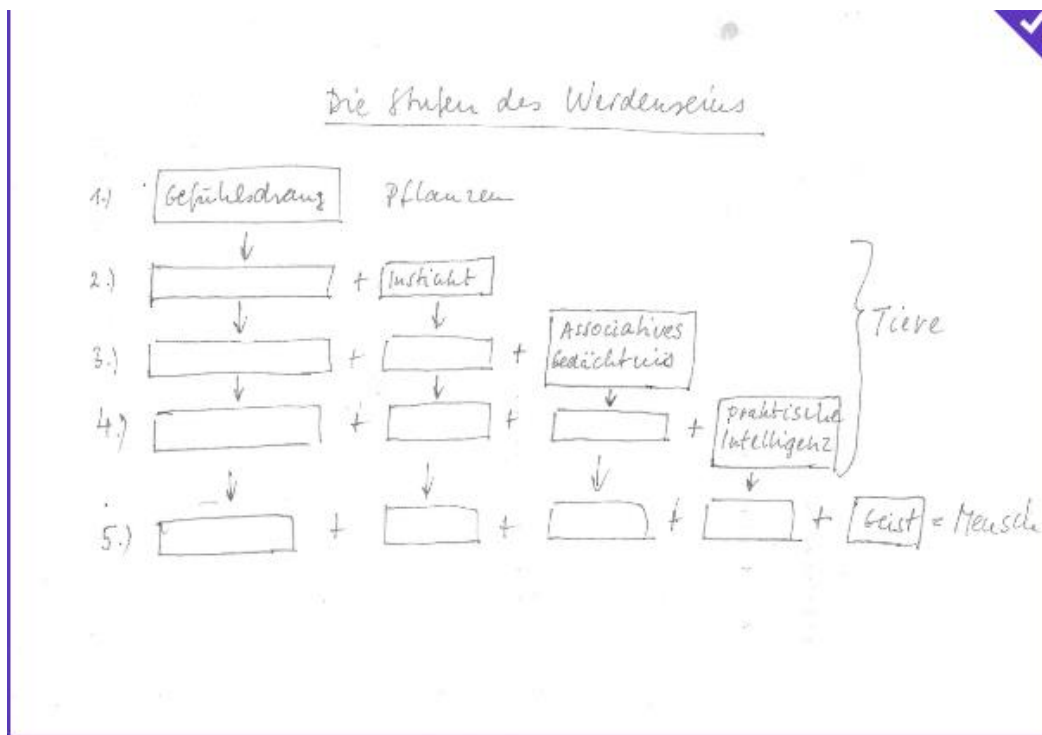
Wenn man über Trieb redet, muss man auch zwei Fachbegriffe miteinbeziehen. Diese sind Sublimierung und Hiatus. Sublimierung ist ein indirekter oder abgeschwächter Ausdruck für Triebregungen ohne negative Konsequenzen oder den Verlust von Vergnügen, ferner versteht man darunter die Hervorbringung von Kulturleistungen (Wissenschaft, Kunst, etc.).²⁶

Unter Hiatus versteht man in der Entkopplung von Begehren verursachte Handlungsbereitschaft und Handeln. Der Begriff, der wort-wörtlich Spalte bedeutet, wurde in die philosophische Anthropologie von Arnold Gehlen eingeführt. Der Hiatus ermöglicht die Sublimierung.

Die Fixsterne der philosophischen Anthropologie sind Max Scheler, Helmuth Plessner, Arnold Gehlen und Pierre Teilhard de Chardin. Ausführlich mit dem Phänomen Trieb hat sich nur Scheler beschäftigt. Wenn es um Trieb geht, muss man auch die Position von Nietzsche kennen. Im Anschluss soll dies zuerst zusammengefasst werden, um dann das Werk von Thomas Fuchs zu ergänzen.

a. Max Scheler

Um Scheler zu verstehen, wird zuerst die Skizze seines Stufensystems eingefügt:



²⁶ Vgl. Vailant, G. E. (1993). The wisdom of the ego. Cambridge: Harvard University Press.

Nun soll reflektiert werden, was er in seinem philosophisch anthropologischen Hauptwerk „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ schreibt. Er behandelt die Komplexe Drang, Trieb und Instinkt.

Die unterste Stufe des Psychischen – zugleich der Dampf, der bis in die lichtesten Höhen geistiger Tätigkeit alles treibt, auch noch den reinsten Denkakten und zartesten Akten lichter Güte die Tätigkeitsenergie liefert – bildet der bewusste, empfindungs- und vorstellungslose »Gefühlsdrang.« In ihm ist »Gefühl« und »Trieb« (der als solcher stets bereits eine spezifische Richtung und Zielhaftigkeit »nach« etwas, z. B. Nahrung, Sexualbefriedigung, hat) noch nicht geschieden. Ein bloßes »Hinzu«, z. B. zum Licht, und »Vonweg«, eine objektlose Lust und ein objektloses Leiden sind seine zwei einzigen Zuständlichkeiten. Scharf geschieden ist der Gefühlsdrang aber bereits von den Kraftzentren und -feldern, die den transbewußten Bildern zugrunde liegen, die wir »anorganische« Körper nennen; diesen kann ein Innesein in keinem Sinne zugesprochen werden. (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-stellung-des-menschen-im-kosmos-8160/3, Kapitel 5, 5>)

In diesem sperrigen Zitat zeigt er den engen Zusammenhang der Begriffen „Gefühlsdrang“ und „Trieb“. Der Gefühlsdrang hat zwei, noch nicht geschiedene Komponenten. Exakt formuliert, entstehen aus dem Gefühlsdrang Gefühle und Triebe. Sie liefern die Energie der Tätigkeiten: Gefühle für die „reinsten Denkakten und zartesten Akten“, aber auch umgekehrt. Das Gefühl Hass führt zu den „dunkelsten Denkakten und brutalsten Akten“. Die Triebe werden charakterisiert mit einer spezifischen Richtung und Zielhaftigkeit. Scheler untersucht weiters noch die Erscheinung der Triebe bei den verschiedenen Lebewesen, um sie von den Trieben der Menschen abzugrenzen.

In den Gefühlsdrang der Pflanze ist nur der allgemeine Drang zu *Wachstum und Fortpflanzung* eingeschlossen. [...], dass Leben *nicht* wesentlich »Wille zur Macht«²⁷ ist, sondern der Drang zu Fortpflanzung und Tod der Urdrang alles Lebens, beweist daher die Pflanze am klarsten. (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-stellung-des-menschen-im-kosmos-8160/3, Kapitel 5, 6>)

Es gibt keine Empfindung, keine Wahrnehmung, keine Vorstellung, hinter der nicht der dunkle Drang stünde, die er mit seinem die Schlaf- und Wachzeiten kontinuierlich durchschneidenden Feuer nicht unterhalte – selbst die einfachste Empfindung ist nie bloß Folge des Reizes, sondern immer auch Funktion einer triebhaften Aufmerksamkeit. Gleichzeitig stellt der Drang die *Einheit* aller reich gegliederten Triebe und Affekte des Menschen dar (Scheler, 2018, 8).

Mit diesem Zitat wird gezeigt, dass der Mensch auch die aller ersten Stufen der Ontogenese mitgemacht hat, was die Basis der weiteren Entwicklung darstellt. In dem „intelligenten Design“ des Menschen ist alles enthalten, was es schon früher gab. Scheler grenzt die Begriffe Trieb und Instinkt ab.

²⁷ Hinweis auf die Position von Nietzsche. Jedoch hat er seine These in Bezug auf Menschen aufgestellt, nie zweifelnd, dass auch der Drang zu Fortpflanzung und zum Tod ebenfalls wesentlich ist.

Als die zweite seelische Wesensform, die dem undifferenzierten ekstatischen Gefühlsdrang in der objektiven Stufenordnung des seelischen Lebens folgt, haben wir das anzusehen, was wir als »Instinkt« bezeichnen, ein – seiner Deutung und seinem Sinne nach – sehr umstrittenes dunkles Wort.

[...] In diesem Sinne nennen wir »instinktiv« ein Verhalten, das folgende Merkmale besitzt: Es muss erstens *sinngemäß* sein, d. h. es muss so sein, dass es für das *Ganze* des Lebensträgers selbst, seine Ernährung sowie Fortpflanzung oder das Ganze anderer Lebensträger teleoklin, d. h. eigendienlich oder fremddienlich ist. Und es muss nach einem festen, unveränderlichen *Rhythmus* ablaufen.

[...] Die Sinnbewegung braucht nicht auf gegenwärtige Situationen zu gehen, sondern kann auch auf zeitlich und räumlich weit entfernte abzielen. Ein Tier bereitet z. B. für den Winter oder für die Eiablage etwas Sinnvolles vor, obgleich man nachweisen kann, dass es als Individuum ähnliche Situationen noch nie erlebte (Scheler, 2018, 8-10).

Als wesentlichen Unterschied nennt er, dass der Trieb nicht unbedingt ein artenthaltendes Ziel haben muss, wie z. B. die Rauschgiftsucht. Instinkte und Triebe sind im Kontext des phänomenologischen Raumbegriffes wichtig, weil beide einen Umraum bestimmen, wo die verhaltensgebundene Handlung stattfindet.

b. Helmuth Plessner

Plessners Anthropologie, die er systematisch in seinem Werk „*Die Stufen des Organischen und der Mensch*“²⁸ entwickelt hat, beschäftigt sich wenig mit Trieben.

Unter dem Titel „Raum“ kann man erwähnen, dass sich für Plessner die Welt dem Menschen als Außenwelt, Innenwelt und Mitwelt erschließt, die wiederum die Dimensionen der Kultur, der Geschichte und der Gesellschaft aufreißen. Er beschreibt den Unterschied zwischen Tier und Mensch in puncto Wahrnehmung und Bezug zur Umwelt:

Es ist in reiner Leiblichkeit unauflöslich mit seiner Umwelt verflochten und bleibt immer in perspektivischem, frontalem Bezug zu ihr. Es lebt nur aus seiner Mitte, aus der Zentralität des Leibes heraus und bleibt sich selbst daher verborgen. Ebenso kommen ihm keine neutralen, von ihrer vitalen Bedeutsamkeit unabhängigen Sachverhalte zur Gegebenheit (Plessner 2019, 237).

c. Harry Frankfurt

Der vor einem Jahr verstorbener US-amerikanischer Philosoph, hat sich intensiv mit der Frage der Willensfreiheit beschäftigt und in diesem Kontext auch mit den Trieben. Er definierte in seinem 1971 erschienenen Aufsatz „Willensfreiheit“²⁹ den Begriff der

²⁸ Quelle im Literaturverzeichnis.

²⁹ Quelle im Literaturverzeichnis.

Triebhaftigkeit und beschrieb den ontogenetischen Zustand „triebhaft“ (wanton). In diesem Zustand sind es die Tiere, die Wünsche (bzw. Triebe) haben, und die kleinen Kinder, sogar „manche Erwachsene“.

Darunter versteht Frankfurt: „Das charakteristische Merkmal eines Triebhaften ist, daß ihm sein Wille gleichgültig ist. Seine Wünsche treiben ihn, bestimmte Dinge zu tun, ohne daß man von ihm sagen könnte, er möchte sich von solchen Wünschen bewegen lassen, oder er zöge es vor, von anderen Wünschen zum Handeln veranlaßt zu werden“ (Frankfurt, 2001, 65-83). Ein Triebhafter, oder vielleicht besser: ein Getriebener, verhält sich nicht zu seinen Trieben als eigene Tendenz, indem er sie zu seinem Willen erhebt, sondern als fremde Instanzen, denen er sich indifferent unterwirft. Der Triebhafte identifiziert sich nicht mit seinen Trieben. Er „übergeht die Frage, welches sein Wille sein soll. Er folgt nicht nur dem Handlungsablauf, dem zu folgen er die größte Neigung hat, sondern es kümmert ihn auch nicht, welche seiner Neigungen am stärksten ist“ (Frankfurt, 2001, 65-83) was auch für die sozialen Folgen gilt.

d. **Friedrich Nietzsche**³⁰

Nietzsche thematisiert den Trieb nicht im Rahmen eines philosophischen Systems, sondern in der Form von Aphorismen. Er analysiert das Unterbewusste des Menschen, das er als das eigentlich Dominante ansieht. In seiner Schrift „Also sprach Zarathustra“ (1883-1885) schreibt Nietzsche: „Der Leib ist eine grosse Vernunft [...]. Werkzeug deines Leibes ist auch deine kleine Vernunft, mein Bruder, die du ‚Geist‘ nennst, ein kleines Werk- und Spielzeug deiner grossen Vernunft“ (KSA 04:39). Nietzsche differenziert den Leib unter Beibehaltung des antiken Herrschaftsmodells in seinem Werk „Jenseits von Gut und Böse“ (1886) weiter in verschiedene, jeweils dominante Triebe: „[J]eder Trieb ist herrschsüchtig.“ Nietzsche bemerkt, dass der Erkenntnistrieb nur „ein kleines unabhängiges Uhrwerk [ist], welches, gut aufgezogen, tapfer darauf losarbeitet, ohne dass die gesamten übrigen Triebe des Gelehrten wesentlich dabei beteiligt sind.“

Die „Realität der Triebe“ stellt das unhintergehbare Fundament all unserer kognitiven Vermögen und Leistungen dar: „Denken ist nur ein Verhalten dieser Triebe zu-einander.“ In letzter Hinsicht lässt sich nach Nietzsche „unser gesamtes Triebleben als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens [...] erklären – nämlich des Willens zur

³⁰ Vgl. Internetdokument <http://philocast.net/zusammenfassung-15-sitzung-6-2-2020-nietzsches-begriff-des-triebes>

Macht“ –. Nietzsche geht so weit, dass er selbst moralische Phänomene auf unsere Triebe reduziert: „Unserm stärksten Triebe, dem Tyrannen in uns, unterwirft sich nicht nur unsre Vernunft, sondern auch unser Gewissen.“

Nietzsche sieht, dass man die Triebe beherrschen, je nach dem auch unterdrücken muss.

Dazu empfiehlt er sogar praktische Lösungen in seiner Schrift „Morgenröthe“ (1881/1887).

Davon sind die zwei interessantesten:

- In-Konkurrenz-Setzen des Triebes mit anderen Trieben und Ablenkung
- Asketische Schwächung des Triebes durch Schwächung des eigenen Ichs

Er bemerkt dabei noch: Bei allen Trieben und ihrer Befriedigung ist unsere Vernunft „nur das blinde Werkzeug eines anderen Triebes, welcher ein Rivale dessen ist, der uns durch seine Heftigkeit quält“. Wir kommen also auch bei der Mäßigung der Triebe nicht aus dem Triebgeschehen heraus.

e. Thomas Fuchs

In Anlehnung an Freud grenzt Fuchs die zwei Begriffe Trieb und Begehren ab: „Der Begriff des Triebes trägt gerade in Freuds Metapsychologie mechanistischen Charakter, konzipiert sie ihn [die freudische Metapsychologie den Trieb] doch als eine mit bestimmten Energiequantitäten operierende »vis a tergo«, die das Lebewesen vorantreibt.“ (377).

Der Terminus Begehren erscheint ihm konkreter: „Der Begriff des Begehrens, entsprechend dem *appetitus* der scholastischen Psychologie, ist viel mehr geeignet, die Verknüpfung von Gerichtetheit und Zielgegenstand zum Ausdruck bringen, die das Verhältnis des »Auf-etwas-Ausseins« charakterisiert“ (377). Er kommt zum Schluss, dass diese zwei Begriffe Synonyme sind.

In der Einführung des Kapitels charakterisiert Fuchs die Triebe dahingehend, dass sie doppelte Zwischenstellung haben, in dem sie an leibliche Regungen anknüpfen, jedoch auf etwas Fehlendes, außerhalb des Leibes gerichtet sind aber auch dem Stimmungsraum gehören:

Hunger verändert die Umgebung, noch bevor er als solcher bewusst wird. Er verleiht ihr ein bestimmtes Profil, so daß mir etwa ein Bäckerladen auffällt, während eine Bank oder eine Apotheke im Hintergrund bleiben (188).

Im zweiten Satz des Zitats wird zugleich betont, es gehe nur darum, dass aus der objektiv unveränderten Umgebung bestimmte Elemente hervorgehoben werden und in das Zentrum unseres Interesses rücken.“

a. Zur Phänomenologie von Trieb und Begehren

Hier finden wir gleich am Anfang eine Definition des Triebes, genauer gesagt eine von Freud geprägte Charakterisierung dessen: „*Trieb ist primär die Erfahrung* nachhaltigen, gegen Widerstand beharrlich angehenden Antriebs oder Drangs, – unabhängig von den Differenzierungen, die sich aus dem Ort der Triebregung und dem Triebziel weiter ergeben“ (188). Interessant ist die Behauptung, dass Trieb primär eine Erfahrung ist. Anders ausgedrückt kann man sagen, dass die Triebe reflektiert und dadurch wahrgenommen werden. Man weiß, was man begehrt. Diese Reflexion ist die Grundvoraussetzung der Handhabung der Triebe, wie etwa deren Sublimierung oder Unterdrückung.

Wesentlich ist in diesem Kapitel die präzise Darstellung, dass aus dem physiologischen Mangel des Lebewesens ein nach außen gerichtetem Trieb wird, der zunächst noch kein konkretes Ziel hat; so verursacht z. B. Hunger sogar ein Begehren, etwas zu essen. Die Unbestimmtheit des Begehrens löst die Handlung aus, für dieses ein Ziel zu finden. Als Beispiel – diesmal allgemein gültig – wird das Verhalten eines Säuglings erwähnt:

Der hungrige Säugling wühlt in den Decken, streckt seinen Körper, usw., bis sich in der Berührung der Brust mit den Lippen und im Saugen die Spannung löst. Auf dieser Weise lernt er sein Triebziel oder -bild kennen. So wird der an sich noch unspezifisch gerichtete Trieb im Verlauf der Ontogenese - über Prägung, Koordinierung, Gewohnheit etc. - zum spezifisch gerichteten Begehren oder Bedürfnis (190).

In diesem Abschnitt wird auch der Bezug zwischen Trieb und Raum gezeigt. Der Trieb drängt nach außen und muss deswegen seinen qualitativ bestimmten Raum entdecken, d. h. die Umwelt entsprechend abtasten.

Der triebseitige Zustand der höher entwickelten Tiere und Menschen spiegelt sich merkbar im Verhalten oder in den wahrnehmbaren Physiognomien wider. Dieser Zustand entwickelt eine Atmosphäre. Der Mensch sieht eindeutig, wenn ein anderer Mensch trieblos zufrieden ist, oder auch umgekehrt, wenn er von der inneren Spannung beinahe explodiert.

b. Die Grundpolarität der Triebe

Kennzeichnend ist für die Menschen einerseits der Instinktverlust, eine arterhaltende, zielorientierte, aber zeitlich nicht bestimmbare Handlung, andererseits eine Vielfalt von Trieben, die, kultivierbar, historisch und kulturell formbar sind.

Instinktverlust und Triebüberschuss haben die Folge, daß für den Menschen alles zum Gegenstand des Begehrens werden kann, daß Treibobjekte miteinander vertauschbar werden und die Phantasie eine herausragende Rolle als »Bildgeberin« der Wünsche erhält. Gegenüber den Grundtrieben von Hunger, Durst oder Sexualität, [...] entwickeln sich zunehmend verfeinerte Bedürfnisse nach subtilen Wollust- und Genussempfindungen [...] Ebenso treten nicht biologische Triebziele und Werte ästhetischer, sozialer oder ethisch-religiöser Art hervor, denen entsprechende Strebensrichtungen zugeordnet sind (191).

Wenn man die Grundrichtung (Polarität) der Triebe betrachtet, kann man sie in zwei Gruppen einordnen:

1. Einverleibende Triebe, die durch Einverleibung in die eigene Leiblichkeit des Triebobjektes oder auch Expansion und Eroberung das innere Gleichgewicht erreichen wollen. Dazu gehören z. B. Hunger, Durst, aber auch Geltungsstreben, Erfolgswang, der Trieb, Reichtum zu erlangen oder andere gesellschaftlich-soziale triebartige Bestrebungen.
2. Entgrenzende Triebe streben sanft, emanativ in den Umraum und das nicht einverleibend, sondern ausfüllend. In diese Gruppe gehören das Beschützen, Pflegen, altruistische Hingabe oder auch (künstlerische) Kreativität wo „Aus -sich- Heraussetzen oder Sich-Verströmen“ kennzeichnend sind.

3. Der personale Raum (Kapitel 6)

Der personale Raum bedeutet das Abbauen der Grenzen des leibzentrischen Innenraums, in dem diese – Von Innen-nach-Außen Perspektive – mit einer reflexiven, Vom-Umraum-nach-Innen Perspektive ergänzt wird. Diese Ambiguität der Perspektiven unterscheidet Mensch und Tier, weil nur der Mensch fähig ist, die reflexive Außenperspektive einzunehmen. Die Ausweitung der Perspektive nach außen verursacht die Ausbildung des Selbstbewusstseins.

3.1 Die Perspektivität des Lebens (Abschnitt 1)

a. Zum Begriff der Perspektive

Der Begriff der Perspektivität stammt aus der phänomenologisch orientierten Sozialpsychologie. Davon ausgehend, dass das Zentrum der Wahrnehmung immer der Leib ist, kann man die Wirklichkeit nur in Segmenten erfassen. Der aus der aktuellen Position resultierende toter Winkel verbirgt „Noch-Erschließbares“. Oft ist es so, dass die durch die zwei Augen gegebene dreidimensionale Raumsicht nicht ausreicht, um den Gegenstand der Wahrnehmung vollständig zu erfassen. Dazu ist Bewegung, das Aufnehmen einer anderen Position notwendig. Durch Bewegung entstehende Positionswechsel ermöglichen es, Dinge aus verschiedenen Perspektiven zu sehen. Das Geschehene wird im Gedächtnis wieder hervorruft gespeichert. Die Ursache des von Husserl beschriebenen Phänomens liegt darin, dass „die Rückseite der Dinge immer schon implizit mitwahr genommen, appräsentiert wird“ (255). Fuchs beschreibt dies so:

Die leibliche Perspektive wird relativiert durch die Antizipation und erinnernde Vergegenwärtigung anderer Perspektiven, die verglichen und integriert werden können. [...] [Die Sublimierung] der Perspektivität liegt erst in der Fähigkeit zum reflektierenden Überstieg und zur Perspektivenübernahme, die es dem Menschen ermöglicht, sich und seine Situation prinzipiell auch mit den Augen der Anderen zu sehen, also der zentrifugalen leiblichen Perspektive eine »exzentrische« hinzufügen (255).

Aus erkenntnistheoretischer Sicht muss man feststellen, dass genau diese vorhandene Antizipation und Appräsentation zu gewaltigen Fehlschlüssen führen können. Dazu soll ein Beispiel bei der Beobachtung von Personen darstellenden Statuen helfen. Da man ganz genau weiß, wie ein Mensch von hinten gesehen ausschauen muss, nimmt man an, dass eine Statue ebenfalls von hinten vollkommen sein soll, was bei einer Marmorstatue auch der Fall ist. Der Autor dieser Thesis hatte unlängst die Möglichkeit die wunderbaren Holzfiguren in der Bibliothek des Benediktinerstiftes in Admont betrachten. Die Fremdenführerin hat aber gezeigt, dass diese Holzstatuen aus technischen Gründen von hinten hohl sind! Dieses Phänomen hat auch Descartes zu dem methodischen Zweifel geführt.

Betreffend die Perspektivität werden noch zwei Philosophen erwähnt: Leibniz und Nietzsche.

Leibniz kann als Vordenker der heutigen perspektivischen Theorien gelten, weil er in seinem Werk „Monadologie“ über perspektivischer Weltrepräsentation in den kleinsten

Einheiten (Monaden) schreibt³¹. Diese Tatsache drückt – auch für Nicht-Philosophen verständlicherweise – das Sprichwort „im Tropfen ist das Meer drin“ aus.

Der zweite Philosoph, der in diesem Kontext erwähnt wird, ist Nietzsche. Auch er betont die leiblich-triebhaftere Verankerung der Weltsicht, aber zeigt auch eindeutig deren Grenzen auf. Damit beweist er, dass durch die tatsächlich vorhandenen, von Husserl beschriebenen Phänomene, „die Rückseite der Dinge immer schon implizit mitwahrgenommen, appresentiert wird“ und zu Fehlern führen kann. Damit relativiert er die Vorstellung, dass der Mensch das Zentrum des Universums ist.

Mein Auge, wie stark oder schwach es nun ist, sieht nur ein Stück weit, und in diesem Stück webe und lebe ich, diese Horizont-Linie ist mein nächstes großes und kleines Verhängnis, dem ich nicht entlaufen kann. Um jedes Wesen legt sich derart ein konzentrischer Kreis, der einen Mittelpunkt hat und der ihm eigentümlich ist. Ähnlich schließt uns das Ohr in einen kleinen Raum ein, ähnlich das Getast. Nach diesen Horizonten, in welche, wie in Gefängnismauern, jeden von uns unsere Sinne einschließen, messen wir nun die Welt, wir nennen dieses nah und jenes fern, dieses groß und jenes klein, dieses hart und jenes weich: dieses Messen nennen wir Empfinden – es sind alles, alles Irrtümer an sich! [...]

Die Gewohnheiten unserer Sinne haben uns in Lug und Trug der Empfindung eingesponnen: diese wieder sind die Grundlagen aller unserer Urteile und »Erkenntnisse« – es gibt durchaus kein Entrinnen, keine Schlupf- und Schleichwege in die wirkliche Welt! Wir sind in unseren Netzen, wir Spinnen, und was wir auch darin fangen, wir können gar nichts fangen, als was sich eben in unserem Netze fangen läßt (Nietzsche 2016, 117).

b. Zentralität und Perspektivität

In der Leiblichkeit verankerte Welterfahrung: Es gibt keine Perspektive ohne Origo. Dieser raum-zeitlicher Nullpunkt im Leib ist Quelle oder Zielpunkt aller Wahrnehmungs- und Bewegungsrichtungen. Der perspektivische, gelebte Raum ist gleich inhomogen und anisotrop³². Das heißt der Leib unterscheidet qualitativ seine Stelle, die Richtungen nach den Gegensätzen von rechts, links, vorne, hinten, oben, unten, fern und nahe. Es wird auch beurteilt, ob etwas erreichbar ist oder nicht. Aus der Zentralität des Leibes folgt, dass die Umwelt ihn kreisförmig umgibt.

Allgemein besteht zwischen Wahrnehmungsorganen und wahrnehmbarer Umwelt ein strikter Zusammenhang. Nicht-philosophisch ausgedrückt: Wozu der Mensch Sinnesorgane hat, das kann man wahrnehmen. Wer Augen hat, der kann schauen und während der

³¹ Vgl. im Werk „Monadologie“ § 57, § 62 und § 63. Da sein Werk mit §-Zeichen eindeutig strukturiert ist, ist jede Ausgabe brauchbar.

³² Der Fachausdruck, bezeichnet etwas, das sich in Abhängigkeit von einem Medium, gerichtet ausbreitet wie z. B. Licht.

Ontogenese lernt auch sehen. Individuell sind die Wahrnehmungsfähigkeiten auch vom Alter abhängig verschieden. Diese Gegebenheiten bestimmen die mögliche Welterfahrung einer Person.

Auch leibliche Dispositionen, wie Konditionierungen, Gewohnheiten und Einstellungen prägen die subjektive Wahrnehmung der objektiven Umwelt.

Der Leib als Zentrum der Wahrnehmung grenzt sich von dem Umraum ab, aber in diesem vom Leib abgegrenzten Raum gibt es tote Winkel, besonders für das Sehen. Daher bleiben Teile des Leibes bleiben verborgen. Deswegen kann man sagen, dass „die perspektivische Welt des Leibes nicht nur eine geschlossene, sondern auch eine sich selbst verborgene“ (259) ist. In diesem Zusammenhang zitiert Fuchs Merleau-Ponty: „[W]ir sehen uns selbst nie als Sehende.“ Aber eine Hand kann tasten und kann auch die tastende sein.

Fuchs verneint die oben zitierte Position von Nietzsche, dass der Mensch im eigenen Netz verstrickt sei. Vielmehr steigt der Mensch aus seinem eigenen Netz, aus dem Leib heraus, in dem er seinen Innenraum mit dem Umraum ergänzt. Dazu ist er fähig, denn „Ansätze zu einer Überwindung reiner Perspektivengebundenheit ergeben sich insbesondere durch das Prinzip des Kontrasts und des Wechsels von Einzelperspektiven“ (259). Der Perspektivenkontrast ist eine wesentliche Eigenschaft der Sinnesorganisation. Dazu einige Beispiele aus der Physiologie des Menschen:

- Die Augenparallaxe sichert die „Doppelperspektive“, die 3D Wahrnehmung, und stellt die eigentliche Relation der beobachteten Dinge zum Leib her. Zum Sehen ist auch noch die Mikrosakkade, die den Augen mit 30-70 Hz Frequenz ständige Reizimpulse gibt, notwendig, um besonders Bewegung wahrzunehmen. Das beweisen klinische Tests. Auch für andere Sinnesorgane lässt sich Ähnliches feststellen. Beim Tasten verliert sich die Oberflächenempfindung, sobald die tastende Hand feststeht, ein gleichmäßiger Ton wird bald überhört.
- Verschiedene Sinnesorgane bilden mehrere, komplementäre Perspektiven, die der Leib in den »sensus communis« integriert.
- Perspektivenwandel: In der Bewegung des Leibes, dem Wahrnehmungsverlauf wird die Perspektive vervielfältigt, aber bei gleichzeitiger Objektkonstanz.
„Optokinetische Kohärenz, Größen-, Farb- und Formenkonstanz verweisen auf diese Tendenz des Leibes, eine von der unmittelbaren Beziehung von Leib und Ding unabhängige Wirklichkeit zu repräsentieren“ (260).

Zusammenfassend kann man feststellen, dass der Mensch fähig ist die Dinge in seiner Umwelt nicht nur als Modifikationen seines eigenen Organismus zu repräsentieren,

sondern sie auch außerhalb des empfundenen Leibes zu vergegenwärtigen. Die Perspektivität des Leibes tendiert dazu, sich selbst auf ein höheres Niveau zu heben.

3.2 Exzentrizität (Abschnitt 2)

a. Die Bewegung der Reflexion

Dieses Thema wird mit einer Szene eingeführt. Man sieht durch ein Fenster einen Baum. Ein noch besseres Beispiel wäre, was Descartes erwähnt. Er sieht hinter dem Fenster einen Hut. Es gilt jetzt das von Husserl beschriebenen Phänomen, dass „die Rückseite der Dinge immer schon implizit mitwahrgenommen, appräsentiert wird“. In unserem Gehirn wird das Fragment der Wirklichkeit aus den vorher gespeicherten Bildern (Erfahrung) ergänzt, und der Schluss gezogen, sowie in einer ersten Prädikataussage geäußert: Dort ist ein Mensch. Zwar erhebt die Aussage den Anspruch der Allgemeingültigkeit, der Wahrheit, aber nur mit Vorbehalt. Man weiß, »errare humanum est«, und deswegen bitten wir jemanden aus dem zweiten Fenster den Hut genauer anzuschauen. Wir nehmen trotz des Geschehenen in Kauf, dass es aus unserem Standpunkt, unserer Perspektive nicht wahr ist. Damit ist die Eigenperspektive teilweise suspendiert und besteht die Möglichkeit auch aus einer anderen Perspektive zu beobachten. Im Unterschied zum Menschen ist dieses Verhalten bei den Tieren nicht möglich. Dazu Plessner:

Dem Tier ist dieser Standort verwehrt. Es ist in reiner Leiblichkeit unauflöslich mit seiner Umwelt verflochten und bleibt immer in perspektivischem, frontalem Bezug zu ihr. Es lebt nur aus seiner Mitte, aus der Zentralität des Leibes heraus und bleibt sich selbst daher verborgen. Ebenso kommen ihm keine neutralen, von ihrer vitalen Bedeutsamkeit unabhängigen Sachverhalte zur Gegebenheit (Plessner 2019, 237).

Der Mensch ist in der Lage seinen unmittelbaren Lebensvollzug zu unterbrechen, und sich neben der leibgebundenen auch aus einer äußeren (göttlichen) Perspektive Überblick zu verschaffen, dann eine vernünftige Überlegung anzustellen und schließlich Selbstbestimmung zu erlangen.

Dann folgt eine sehr provokante Frage von Fuchs: „Wie entsteht das menschliche Verhältnis zur Welt aus dem des Tieres“ (261)? Diese Frage enthält implizit die Meinung, dass der Mensch nur ein besseres Tier sei, was viele nicht teilen. Weniger provokativ und für alle annehmbar würde die Frage lauten: Was ist unterschiedlich im menschlichen Verhältnis zur Welt und wie ist es entstanden?

Wieder zuerst das tierische Verhalten: Bei der Jagd dehnt sich das leibliche Bewusstsein auf das ganze Jagdgebiet aus. Die entdeckte Beute löst eine unmittelbare Reaktion aus.

„Gewahrsein und Handlung gehen ohne Reflexion ineinander über.“

Der Mensch ist fähig aus dem ekstatischen Vollzug einer Handlung herauszutreten, sich aus der reinen Umweltkohärenz zu lösen, die Wirklichkeit durch Vorstellungsvermögen und Phantasie im Innern zu repräsentieren.

Die Hemmung der primären Triebdynamik bewirkt also, daß ein Reiz nicht mehr unmittelbar in Reaktion übersetzt, sondern verarbeitet wird [...] Die Neutralisierung der primären Triebdynamik ermöglicht schließlich auch die Bildung symbolischer Repräsentationen, also von Sprache, Begriffen und Gedanken, die sich vom Stimmungsraum ablösen und eine leibunabhängige Erfassung der Wirklichkeit begründen (261–262).

Die Entstehung der Reflexion während der Ontogenese:

Das Wort Reflexion bedeutet in der Physik Abprallen, Zurückbiegen, Umkehr, eine Bewegung, sich an einem Hindernis stoßend in ihre verkehrte Richtung umzuwandeln. Das Kleinkind erfährt, dass es physikalische Grenzen gibt, und später auch die nicht-physikalischen in Form von Verboten der Eltern, im „NEIN“. Nicht nur die physikalische Bewegung, sondern auch die Erkenntnis, primäre Wünsche können auf Hindernisse stoßen, löst neben Schmerz auch Gefühle, die sich allmählich als Enttäuschung, Schreck, Scheu, Scham usw. verfestigen. „In dieser Erfahrung liegt der Keim von Reflexion; sie resultiert in einer zunehmenden Scheidung von Innen und Außen, Eigen und Fremd, von Ich und Nicht-Ich“ (263). Die Umkehr erfährt das Kleinkind zuerst beim Tasten, und aus dem „ich fühle etwas“ wird allmählich ein „ich fühle mich“.

Der Widerstand, an dem der Leib seine Körperlichkeit erfährt, ist bereits eine elementare Form der Reflexion. Diese Erfahrungen kehren wieder in der Hemmung der kindlichen Expansion und der Frustration von Wünschen – durch die Begrenztheit seines Vermögens und durch die Grenzen, die die Anderen ihm setzen. *Reflexion entsteht aus Leiden* – aus einer Brechung und Negation des primären Lebensvollzugs (263).

Fuchs zeigt später, dass auch zum Werkzeuggebrauch Unterbrechungen des unmittelbaren Lebensvollzugs führen. „Wie die Überlegung theoretisch, so überbrückt das Instrument praktisch den Bruch, den die Versagung erzeugt hat. Das heißt, gerade aus dem Zurückgeworfensein und der Abwendung heraus nähert sich der Mensch den Dingen erneut, indem er [...] die Situation aus einem übergeordneten Standpunkt angeht“ (263, 264).

Diese Aussage ist damit zu ergänzen, dass auch bestimmte Tiere zur einfachsten Form der Werkzeugbenutzung fähig sind. Scheler sagt dazu in seiner Stufentheorie: Tiere in der 4.

Stufe können zweckgebundene Intelligenz haben. Das entspricht aber noch nicht dem Denken, es ist nur der „Keim der Reflexion“.

Plessners exzentrische Position lautet: In ihr erscheint das Subjekt leiblich zentriert, aber auch zugleich dezentriert. „Exzentrizität bedeutet die Rückbeziehung eines leiblichen Erlebens auf das erlebende Subjekt: Das Tier *ist* sein Erleben, der Mensch *hat* sein Erleben“ (265).

Exzentrizität bedeutet auch, dass die leiblich ursprüngliche Perspektive aufhebende Bewegung den Menschen durch die Reflexion in eine nicht konkret bestimmbar Position (Nagel: „view from nowhere“, Plessner: „utopischer Standort“) verlegt.

b. Objektivierung

Die Exzentrizität ist mit der Fähigkeit der Objektivierung der Dinge, besonders von Raum und Zeit verbunden.

Objektivierung der Dinge:

Exzentrizität ermöglicht es, den Phänomenen als Beobachter gegenüberzutreten, die Dinge in all ihren Perspektiven zu vergegenwärtigen und ihnen eine von der eigenen Einstellung unabhängige Existenz und Konstanz zuzuerkennen. [...]

Die Objektivierung hebt das Ding aus der Koexistenz mit dem Leib heraus und macht es zum Gegenstand ohne vitale Ausdrucksgehalte, ohne spezifische Beziehung zu mir (265).

Das führt zur Bildung der allgemein abstrakten Begriffe. So wird der Baum vor dem Beobachter zu einem Baum, zum Gegenstand in seiner Allgemeinheit, in seinem „an-sich“. Die intersubjektiv konstruierte Allgemeinheit des Objektes, der Begriff, bedeutet, dass einen solchen Gegenstand auch andere so sehen und meinen würden. „Indem der Mensch den Dingen Namen gibt, nimmt er ihnen ihre sinnlich-einmalige Existenz und ordnet sie in eine andere Seinsweise“ (Hegel 1931, 183).

Objektivierung des Raumes

Die Objektivierung wird erst durch die Verlegung der Zentralperspektive nach außen deutlich, anders gesagt durch die reflexive Fähigkeit des Menschen. Das absolute Hier kann relativiert werden und durch die Bewegung zu einer anderen Perspektive gelingen, wonach die zwei Perspektiven in Relation gesetzt werden. Dadurch entsteht der objektive Raum. Ein Tier nimmt seinen Raum immer mit, ist gebunden an seine momentane Stelle im Raum. Das Tier richtet sich nur von einem Hier auf ein Dort. Der Mensch kann auch es auch umgekehrt, erst dadurch werden Entfernungen zu Abständen.

Eine Landschaft ist jeweils in dem subjektiven, leibbezogenen Raum, dessen Origo der Leib ist, während der abstrakt geographische Raum weder Zentrum noch Horizont hat. Die Orientierung in der Landschaft geschieht unwillkürlich anhand ausstrahlender leiblicher Richtungen, die sich mit der vertrauten Umgebung verbinden. Die geographische Orientierung hingegen erfolgt durch Reflexion auf umkehrbare Lagen und Abstände, etwa beim Gehen mit einer Karte oder beim Zeichnen eines Grundrisses. An die Stelle der absoluten Räumlichkeit tritt dabei die relative Örtlichkeit des Körpers als »Ding unter Dingen« (Fuchs, 267).

Fast, wie eine Fußnote, wird die klinische Erfahrung beschrieben, dass Greifen aus dem leiblichen Zentrum erfolgt. Dies können auch die Tiere, aber das Zeigen, was kranke Menschen nicht können, wird nur infolge der Reflexion und Objektivierung des Raumes möglich, weil zum Zeigen die Fähigkeit der Wahrnehmung der Raumverteilung, Richtungen und Entfernungen vorhanden sein muss.

Objektivierung der Zeit

Bevor man über die Objektivierung der Zeit Überlegungen anstellt, muss man klären, was deren Wesen ist. Für Immanuel Kant ist die Zeit ebenso wie der Raum eine „reine Anschauungsform“, und zwar die des inneren Sinnes. Die Zeit ist nichts, hat nur empirische, aber keine absolute Realität und ist lediglich subjektive Bedingung unserer Anschauung. Sie ist neben dem Raum die zweite „a priori“ vorhandene Gegebenheit.³³ Sie ermöglicht unseren Zugang zur Welt, gehört also zu den subjektiv-menschlichen Bedingungen der Welterkenntnis. Der erste Schritt war dazu die physikalische Erfassung der Zeit als die scheinbare Bewegung der Sonne um den Globus.

Auch rein ontologisch gesehen kommt der Zeit keine Existenz zu; die Vergangenheit ist nicht mehr da, hat keine Existenz mehr, die Zukunft hat sie noch nicht. Das, was wir Gegenwart nennen, geht ungreifbar sofort in Vergangenheit über. Der Mensch ist in der Lage diese Wahrheit mindestens phänomenologisch aufzuheben. Jeder hat die Erfahrung, dass eine kurze unangenehme Situation „ewig“ dauert oder die langen Jahre im Nu verfliegen. Selbst diese Art der Wahrnehmung ist durch die Einnahme eines auch zeitlich dezentralisierten Standpunktes möglich. Die Objektivierung der Zeit bedeutet die Vergangenheit, die „nichtexistierende Gegenwart“ wahrzunehmen und zu wissen, dass sich die Zukunft uns nähert. Diese Zukunft eröffnet sich aus anthropologischer Sicht dadurch, dass der Mensch die Fähigkeit hat, die durch Triebe gewünschten Handlungen in der Schwebe zu halten. Der Autor behauptet, dass dies das Tier nicht vermag. Jedoch aus

³³ Vgl. KrV, Der transzendentalen Ästhetik zweiter Abschnitt, Von der Zeit.

Erfahrung kann man sagen, das Tier kann warten, z. B. sogar den Hungertrieb aufschieben, bis die Erlaubnis kommt.

„Wir sagen, der Hund fürchtet, sein Herr werde ihn schlagen; aber nicht: er fürchtet, sein Herr werde ihn morgen schlagen. Warum nicht?“ (Wittgenstein, PU § 650, S. 166).

Weil der Hund nicht weiß, was Morgen ist.

Nur der Mensch kann während des Hiatus denken, die Möglichkeiten und Konsequenzen überlegen. Das Tier denkt dabei nicht, wartet nur, weil es durch Dressur so programmiert wurde. Die Vergangenheit wirkt bei den Tieren nur in unbewusster, impliziter Weise, als Prägung durch frühere Erlebnisse weiter als Gewohnheit, als bekannte Physiognomie des Lockenden oder Feindlichen. Es gibt keine Verarbeitung der Vergangenheit. Man kann nur von einem impliziten Gedächtnis des Körpers sprechen.

Bei den Menschen spielt in der Verarbeitung der Vergangenheit die Reflexion, das „Nach-Denken“ eine noch größere Rolle als bei der Zukunft. Es ist das explizite Gedächtnis was ermöglicht an etwas Bestimmtes zu erinnern. „Dieses Gedächtnis eröffnet die Dimension der geschichtlichen Zeit im Unterschied zur gelebten Zeit des Leibes; es konstituiert die persönliche Identität als zeitübergreifendes Bewusstsein meiner selbst“ (269).

Die Erinnerung ist eine der Zeit der primären Lebensbewegung entgegengesetzte Tätigkeit. Die Fähigkeit der Erinnerung entsteht erst nach dem 2. Lebensjahr. Der Säugling lebt in der unmittelbaren Leiblichkeit. Das bedeutet, er kann das Erlebte nicht auf sich beziehen und daher auch nicht im Gedächtnis festhalten. Es geht nur implizit in seine leibliche Disposition ein.

Confirmatio

Der Raum ist in der Philosophie und besonders in der philosophischen Anthropologie ein grundlegendes Thema, und wird viel breiter als nur der physische Ort wahrgenommen. Ein bedeutender Autor im deutschen Sprachraum ist Thomas Fuchs, ein Psychiater und Philosoph. Das Thema in seinem Werk „Leib, Raum, Person“ (2018) ist die Phänomenologie der philosophischen Anthropologie. Er hebt die Bedeutung des Raums als grundlegende Struktur der menschlichen Existenz hervor. Der Raum sollte nicht nur als äußere Dimension betrachtet werden. Er ist viel mehr auch innere Erfahrung und Beziehung zu anderen Objekten (Menschen) in der Welt. Thomas Fuchs weist zudem die enge Verbindung zwischen Raum, Körper und Bewusstsein nach. Diese interagieren miteinander und formen unsere Wahrnehmung und dadurch auch unsere Existenz. Diese Bachelor-Arbeit verfolgte die Intention, nur Segmente aus dem Werk zu behandeln. Am Anfang wurde die Entwicklung der quantitativ strukturierten Raumkonzeptionen in der Philosophiegeschichte skizziert.

Die zwei grundlegenden Positionen, die absolutistische und relativistische wurden erörtert. Das war notwendig, um auch eine andere Dimension des Raums, die existentielle, zu verstehen. Diese Sichtweise fokussiert auf die menschenzentrischen und psychologischen Zusammenhänge zwischen dem Raum und der menschlichen Existenz. Die behandelten Themen untermauern, die von Prof. Bauer erwähnte, dreifache konstituierende Bedeutung des Raums: Er schützt und sichert die Weite für die Entfaltung der Freiheit und menschlichen Beziehungen.

Das konkrete Dasein des Menschen weist dann die Qualität eines schützenden, gedeichlichen Lebensraums auf, wenn in ihm der nötige Grad an Strukturen und Halt sowie ein gesundes Maß an Ordnung und Verlässlichkeit gegeben ist. [...] Als leiblich-seelisch-geistige Ganzheit braucht der Mensch einen konkreten Ort zum Leben (¹ Bauer, Emmanuel J., Lebendig im Raum der Freiheit und der Beziehung, in: Erlinger, Melanie/ Laueremann, Karin (Hg.), LEBENSÄÄUME entdecken. gestalten. teilen, Salzburg: Verlag Anton Pustet 2019, 95).

Die Quintessenz der existenziellen Lebensphilosophie fand der Autor dieser Thesis in drei Sätzen zusammengefasst und nimmt als Schlusswort:

Der Mensch, so sehr er sich auch immer schon in seiner Welt vorfindet, in einem offenen Verhältnis der Welt gegenübersteht [...] Dem Menschen sein Sein nicht vorgegeben, sondern vielmehr aufgegeben ist. [...] Der Mensch ist also nicht seine Welt, sondern er hat Welt (¹ Bauer, Emmanuel J., Lebendig im Raum der Freiheit und der Beziehung, in: Erlinger, Melanie/ Laueremann, Karin (Hg.), LEBENSÄÄUME entdecken. gestalten. teilen, Salzburg: Verlag Anton Pustet 2019, 97).

Literaturverzeichnis

- Bauer, Emmanuel J., Lebendig im Raum der Freiheit und der Beziehung. In: Erlinger, Melanie/ Laueremann, Karin (Hg.), LEBENSÄÄUME entdecken. gestalten. teilen, Salzburg: Verlag Anton Pustet 2019, 92–106.
- Cassirer, Ernst (2023): Philosophie der symbolischen Formen. 3 Bände. Hg. v. Birgit Recki. Hamburg: Felix Meiner Verlag (Philosophische Bibliothek, 607-609).
- Frankfurt, Harry: Freedom of the Will and the Concept of a Person. In: Journal of Philosophy. 68/1, 1971, S. 5-20 (Deutsch: Willensfreiheit und der Begriff der Person. In: ders.: Freiheit und Selbstbestimmung. Akademie Verlag, Berlin 2001, S. 65-83.)
- Fuchs, Thomas: Leib, Raum, Person. Dissertation. Klett-Cotta Verlag (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger).
- Gehlen, Arnold (1983): Philosophische Anthropologie und Handlungslehre. Erscheinungsort nicht ermittelbar.
- <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-stellung-des-menschen-im-kosmos-8160/3>: Max Scheler. Die Stellung des Menschen im Kosmos. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.
- Hegel, G. F. W, (1931): Jeneneser Philosophie des Geistes. In: Sämtl. Werke, hg. G. Lasson, Bd. 20
- Heinle, Johannes: Absoluter vs. Relationaler Raum. Online verfügbar unter www.philoclopedia.de. Zuletzt geprüft am 2024. 06. 13.
- Kant, Immanuel (2014): Kritik der reinen Vernunft. Hamburg: Nikol.
- Klostermann (Klostermann-Texte Philosophie). Online verfügbar unter <http://permalink.obvsg.at/AC00636833>. Zuletzt geprüft am 13. 06.2024.
- Lee, Kyung, Jik (2014): Der Begriff des Raumes in „Thimaios“ im Zusammenhang mit der Naturphilosophie und der Metaphysik Platons. Dissertation. Universität Konstanz. Online verfügbar unter http://kops.ub.uni-konstanz.de/bitstream/handle/urn:nbn:de:bsz:352-opus-3595/359_1.pdf. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.
- Leibniz, Gottfried, Wilhelm (2009): Monadologie. München: Oldenbourg Akademieverlag (Klassiker auslegen, 34). Online verfügbar unter <http://www.degruyter.com/isbn/9783050050126>. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.
- Merleau-Ponty, Maurice (2010): Phänomenologie der Wahrnehmung. 6. Aufl., Nachdr. der Ausg. 1966; Berlin: de Gruyter (Phänomenologisch-psychologische Forschungen de Gruyter-Studienbuch, 7).
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (2016): Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile. Hg. v. Michael Holzinger. Berlin, [United States]: Berliner Ausgabe; [CreateSpace Independent Publishing Platform].
- Noller, Jörg: Nietzsches Begriff des Triebes. Ludwig-Maximilians-Universität München. Online verfügbar unter <http://philocast.net/zusammenfassung-15-sitzung-6-2-2020-nietzsches-begriff-des-triebes>. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.
- Plessner, Helmut (Hg.) (2019): Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die Philosophische Anthropologie. De Gruyter.
- Rentsch, Thomas (Hg.) (2001): Martin Heidegger: Sein und Zeit. Berlin: Akad.-Verl. (Klassiker auslegen, 25).

Schapp, Wilhelm (2013): Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung. Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 1909. 5., unveränd. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann (Klostermann Rote Reihe, 62).

Scheler, Max (1976): Idealismus – Realismus. In: Späte Schriften, GW. Bd. 9., Francke.

Scheler, Max (1977): Erkenntnis und Arbeit. Eine Studie über Wert und Grenzen des pragmatischen Motivs in der Erkenntnis der Welt. Lizenzausg. Frankfurt am Main.

Scheler, Max (2008): Späte Schriften. Studienausgabe, 3. Auflage. Hg. v. Manfred Frings. Bonn: Bouvier (Gesammelte Werke, 9).

Scheler, Max (2018): Die Stellung des Menschen im Kosmos. Hg. v. Wolfhart Henckmann. Hamburg: Felix Meiner Verlag (Philosophische Bibliothek, Band 672). Online verfügbar unter <http://epub.sub.uni-hamburg.de/epub/volltexte/einzelplatz/2019/90158/>. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.

Stainer-Hämmerle, Kathrin (2019): Lebensräume. Entdecken.gestalten.teilen. Hg. V. Melanie Erlinger und Karin Lauermann. Salzburg: Verlag Anton Pustet. Online verfügbar unter <https://permalink.obvsg.at/AC15258578>. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.

Teilhard de Chardin, Pierre (2010): Der Mensch im Kosmos. 4. Aufl. München: Beck (Becksche` Reihe, 1055).

Wittgenstein, Ludwig (1999): Philosophische Untersuchungen. 2. Aufl. Oxford: Blackwell Publishers online: <https://lab404.com/lang/wittgenstein.pdf>. Zuletzt geprüft am 13. 06. 2024.

Anhang

Die Definitionen von Kant (Kant, KrV, 2014, 75-76):

[Transzendente Ästhetik]: Eine Wissenschaft von allen Prinzipien der Sinnlichkeit a priori nenne ich die *transzendente Ästhetik*.

[Die Anschauung]: Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer eine Erkenntnis auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselbe unmittelbar bezieht, und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die *Anschauung*. Diese findet aber nur statt, sofern uns der Gegenstand gegeben wird; dieses aber ist wiederum, uns Menschen wenigstens, nur dadurch möglich, dass er das Gemüt auf gewisse Weise affiziert.

[Sinnlichkeit]: Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt *Sinnlichkeit*.

[Begriffe]: Vermittels der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefern uns Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie *gedacht*, und von ihm [Gedanken] entspringen *Begriffe*.

[Empfindung]: Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, sofern wir von demselben affiziert werden, ist *Empfindung*.

[Empirisch]: Diejenige Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empfindung bezieht, heißt *empirisch*.

[Erscheinung]: Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heißt *Erscheinung*.

[Reine Anschauung]: Ich nenne alle Vorstellungen rein, in denen nichts, was zur Empfindung gehört, angetroffen wird.